P.o.germ.
1794
f 12

P. o. germ.

1794 p

(2

Gipfel und Abgrund.

Zweiter Band.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München, Maximilianstr. 11/15

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweiter Band.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilian pl. 16

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

82 G

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Siebentes Kapitel.

Die Unruhe der bewegten Zeit machte sich auch in dem sonst so stillen Beuerwald bemerkbar.

Auch hier in den Bergen, wo man die Preußen noch weniger liebte als in München und nur mit grimmigen Verwünschungen der schmerzlichen Kämpfe des Jahres 1866 gedachte, regte sich das deutsche Nationalgefühl so mächtig, daß die große Mehrzahl trotz des Unmuts gegen die Preußen sich lebhaft gegen den Gedanken erhob, im Bunde mit den Franzosen gegen Deutsche zu marschiren.

Der alte würdige Pfarrer Martel meinte zwar, daß er als ein Mann des Friedens wünschen müsse, es möge gelingen, Bayern ganz von diesem Kriege fernzuhalten und das Geld und Blut des Landes zu sparen, aber damit wollten die jungen Burschen und auch viele der älteren Bauern nicht einverstanden sein. Wenn die Preußen hinausgingen gegen die

Franzosen und Ruhm und Ehre gewönnen auf den Schlachtfeldern — sagten die jungen Burschen — so stände es den Bayern, die ebenso gut ihre Waffen führen könnten, nicht an, hinter dem Ofen zu sitzen und sich nachher verspotten zu lassen, und die Alten meinten, wenn die Preußen die Franzosen schlagen sollten, ohne daß die Bayern dabei wären, so würden diese sie nachher für nichts achten und noch hochmütiger sein.

Noch mehrere Burschen und jüngere Männer wurden zur Fahne einberufen wie der Alisi Breitlinger, welcher so schmerzlichen Abschied genommen, und es blieben im Dorfe nur die ganz jungen, noch nicht eingezogenen Burschen und die bereits zur zweiten Reserve zurückgestellten Militärpflichtigen übrig.

Zahlreicher als sonst war am Abend die Wirtschaft des Martin Obenhuber in der Mitte des Dorfes besucht. Man saß an den hölzernen Tischen unter den Linden vor dem Hause und diskutirte eifrig und lebhaft über die großen Weltereignisse, und auch der Pfarrer Martel kam gern auf ein Stündchen, um auf dem Ehrenplatz am ersten Tisch eine Maß von dem vortrefflichen Benediktinerbräu zu trinken, das der Obenhuber führte, wenn er sich auch vorsichtig zurückhielt und keiner Meinung Recht

gab, indem er, wie es ihm als Priester wohl ziemte, darauf hinwies, daß der liebe Gott, der in seiner Weisheit über allen menschlichen Berechnungen stehe, es schon so führen und lenken werde, wie es am besten sei.

Fast ebensosehr wie das Völkergewitter, das in drohendem Gewölk heraufzog, beschäftigte aber die Leute in Beuerwald das Unglück, das über den Friedel Breitlinger hereinbrach, dessen Haus allezeit gastfrei jedem Freunde offen gestanden hatte und der immer bereit gewesen war, jedem Bittenden mit Rat und That beizustehen. Für ihn gab es keinen Rat und keiner seiner Freunde hatte die Macht, ihm zu helfen.

Der Rüdenbauer hatte pünktlich nach dem Verfalltage seine Wechsel durch den Notar Eisenberger, den er von Tölz in seinem Wagen abgeholt, protestiren lassen und hatte unmittelbar darauf bei dem Landgericht die Klage eingereicht, welche den Breitlinger unfehlbar zu Grunde richten mußte, da es in der bewegten Kriegszeit für ihn doppelt unmöglich war, auch nur einen Teil der Schuldsumme herbeizuschaffen.

Der Friedel Breitlinger hatte beim Bezirksamt Anzeige von seiner Lage gemacht und sein Amt als Gemeindevorstand niedergelegt.

Die tiefste Erbitterung herrschte ohne Ausnahme bei allen über die Härte des Rüdenbauers, für welche man gar keinen Grund einsehen konnte, da ja doch der Ulmenhof ihm volle Sicherheit für seine Forderung bot und er eher noch Schaden haben konnte, wenn er den Breitlinger zur Gant drängte.

Manche zwar, die noch in des Rüdenbauers Schuldbuch standen, schwiegen oder drückten sich auch wohl gar an dem Breitlinger vorbei, wenn sie ihm begegneten, um so lauter aber sprachen ihren Unwillen diejenigen aus, welche in keiner Geschäftsverbindung mit dem Rüdenbauer standen, unter ihnen vor allen Dingen Ignaz Steiner, der Buschmüller, welcher laut und rücksichtslos jedem seine Meinung sagte und auf jede Weise dem Breitlinger seine Teilnahme bezeigte. Er kam selbst jeden Abend auf den Ulmenhof, brachte seine Freunde mit und ließ vom Obenhuber manchen Maßkrug herbeibringen, so daß, obgleich der Termin schon anstand in der Sache, welche den Breitlinger um sein Eigentum bringen mußte, unter der alten Ulme nach wie vor die Nachbarn und Freunde sich versammelten, den Bedrängten mit freundlichem Zuspruch aufzurichten.

Der Breitlinger trug den harten Schlag mit festem Mannesmut. Wohl hatte sein Haupt sich

etwas mehr gebeugt und seine Stirn sich etwas mehr gefaltet, aber frei blickte sein Auge — er hatte sich ja keine Schuld vorzuwerfen, und seine Pflicht war, was Gott schickte, zu ertragen.

Mehrere Bauern hatten ihm ihr Haus angeboten, der Steiner von der Buschmühle hatte aber allen voran darauf bestanden, daß der Breitlinger zu ihm ziehen solle auf seine Mühle, wenn er sein Eigentum verliere.

„Du wirst nach meiner Mühle sehen, Friedel, wenn mich meine Geschäfte nach auswärts führen," sagte der Müller, indem sein scharfes, blitzendes und treuherziges Auge unter den grauen Augenbrauen hervorleuchtete, „und meine alte Rosel und ich, wir werden uns freuen, einen guten Freund im Hause zu haben, mit dem wir ein Wort reden können, wenn des Tages Arbeit gethan ist; und wenn der Alisi gesund heimkommt aus dem Krieg, wie es der liebe Gott geben möge, dann soll auch bei mir für ihn ein Platz sein, und zu schaffen ist genug in meinem Hause, denn ich werde auch immer älter und kann nicht mehr so, wie ich möchte."

„Ich danke Dir, Ignaz," sagte der Breitlinger, indem er herzlich des Müllers Hand drückte, „und ich nehme Dein Angebot, das Dir Gott vergelten

möge, an, wie Du es gemeint und gemacht, denn ich weiß und kann mir ehrlich sagen, daß ich es auch so gemacht hätte, wenn es Dir schlecht gegangen wäre. Aber der Alisi darf das nicht thun, der ist jung und kräftig und kann sich allein den Weg durch die Welt bahnen — hätte er einen Bruder gehabt, so hätte er ja doch sich einen Dienst suchen müssen, und immer hat er mehr Lust gehabt zur Jägerei als zum Bauer; der wird's schon machen — um sein Brot ist mir nicht bange, mir thut's nur weh, daß er so viel Kummer hat um die Maria Borischa, denn er ist ein sinniger Mensch und wird so leicht nicht lassen von seiner Liebe. — Warten wir's ab, bis er wieder kommt," setzte er seufzend hinzu, „wenn er da draußen fällt für den König, so hat es ja keine Not um ihn auf dieser Welt mehr, aber freilich wenn er zum Krüppel sollte geschossen werden, daß er zum Jäger nicht mehr taugt, dann magst Du ihm einen Platz geben in Deinem Hause, und dann mag er sehen, wie er's Dir vergelten kann."

Stumm drückten sich die beiden noch einmal die Hände. Die Sache war abgemacht, und man sprach nicht weiter davon.

Der Friedel lebte still auf dem Ulmenhof; er war traurig, aber er hatte den Frieden in der

Ergebung gefunden, in der der Pfarrer Martel ihn durch frommen Zuspruch bestärkte. Er hatte bei dem Landgericht in Füssen seine Zahlungsunfähigkeit angezeigt und die Erklärung der Gant beantragt, wie es seine Pflicht war gegen sich selbst und gegen den Inhaber der Hypothek auf seine Grundstücke, sowie gegen alle, die etwas an ihn zu fordern hatten.

Der Termin war angesetzt, und er betrachtete sich bis zur Entscheidung nur noch als ein Fremder auf dem Ulmenhof, den er verlassen wollte, sobald der Müller in seinem Hause eine Stube eingerichtet haben würde; denn der Aufenthalt in dem alten Besitztum seiner Vorfahren war ihm unter diesen Verhältnissen eine schmerzliche Qual.

Auf dem Rüdenhof ging es ruhig zu wie immer; die Knechte und Mägde thaten ihre Arbeit, nur waren sie noch stiller wie sonst, und noch seltener hörte man ein lautes, heiteres Wort.

Der Rüdenbauer ließ sich in dem Dorfe nicht sehen, wo die wenigen, die von ihm unabhängig waren, ihn mit feindlichen Blicken betrachteten und ohne Gruß vorübergingen, die anderen aber sich schnell verbargen, um ihm nicht zu begegnen, wenn je ein notwendiger Gang ihn über die Dorfstraße führte.

Maria Borischa that pünktlich ihre Arbeit in der Wirtschaft wie sonst, aber kein Lied klang mehr von ihren Lippen, und außer dem ehrerbietigen Morgen- und Abendgruß sprach sie kein Wort mit ihrem Vater; sie ging auch nicht mehr in das Gehölz und an das Flußufer im Mond- und Sternenschein, wohl aber besuchte sie jeden Abend, wenn die Sonne herabgesunken war, das Grab ihrer Mutter auf dem Gottesacker des Dorfes und kniete lange dort, zum Himmel aufblickend, flüsternde Worte zu den Sternen hinaufsprechend.

Nahe war der Tag des Termins herangekommen, der Buschmüller hatte eine freundliche, behagliche Stube im Giebelbau seiner Mühle zurecht gerichtet, und der Friedel Breitlinger saß am letzten Abend in dem Wohnzimmer des Ulmenhofs, ordnete seine Papiere und Briefschaften und legte dazu das alte Paket in vergilbtem Papier, das sich vom Vater zum Sohn in seinem Hause vererbte und das der jedesmalige Besitzer des Ulmenhofs nach alter, traditioneller Bestimmung beim Antritt seines Besitzes durchlas, um es dann wieder auf ein Menschenalter zu versiegeln.

Die Knechte und Mägde des Ulmenhofs saßen ebenso traurig wie der Friedel auf der Diele — sie alle wollten mit ihm den Hof verlassen, um keinem

andern Herrn zu dienen, und wenn sie auch schwer in andern Dörfern sollten Arbeit suchen müssen.

Draußen war es finster, ein feuchter Wind strich über die Felder und trieb jagende Wolken über den dunklen Nachthimmel hin, an dem nur selten einmal ein Stern hervorblitzte, um sogleich wieder zu verschwinden.

Friedel horchte trübsinnig auf das Rauschen und Heulen des Windes. Fast that ihm dasselbe wohl — schien es doch, als ob die Natur selbst wehklagend seinen Kummer mitfühlte, und er wäre noch trauriger gewesen, wenn auf diesen letzten Abend, den er im Hause seiner Väter zubrachte, ein freundlicher, sternenklarer Himmel herabgeblickt haben würde, um ihm den Abschied noch schwerer zu machen.

Da plötzlich lauschte er hinaus; es mischten sich eigentümliche Töne, Pfeifen und nachgeahmte Eulenrufe in das Brausen des Windes, und als er durch die Fensterscheiben in das Dunkel blickte, glaubte er flüchtige Schatten, Gespenstern gleich, an dem Hause vorbeigleiten zu sehen.

Die Thür wurde aufgerissen. Die Knechte und Mägde riefen laut hinein:

„Sie sind da — sie sind da — die Haberfeldtreiber sind da — sie gehen nach dem Rüdenhof!“

„Bleibt zu Haus," sagte der Friedel, „mischt euch nicht unter das Treiben — das Gesetz verbietet es, und es schickt sich nicht für meine Leute, dabei zu sein."

Aber sein Gebot wurde kaum noch gehört, denn schon waren die Knechte und Mägde hinausgestürmt auf die Straße.

Wie wäre es möglich gewesen, das Haberfeldtreiben zu versäumen, diese Volksjustiz, welche die Rechtspflege der Behörden ergänzte, deren Urteile dem Volksgeist oft unzureichend und fehlsam erschienen?

Draußen zeigte sich ein seltsames Schauspiel für das Auge, das sich an die Dunkelheit gewöhnte. Von allen Seiten aus den Bergen herab, längs des Flusses über die Wiesen her kamen dunkle, phantastisch vermummte Gestalten heran, sich unter einander durch gewisse Pfiffe und Eulenrufe verständigend.

Man konnte da die wunderbarsten Vermummungen sehen — einzelne trugen Harnische und Helme von Gold- oder Silberpapier, ebenso alte Soldatenhelme und Mützen, alte Uniformstücke, Mönchskutten wie die Kapuziner und große Ritterkragen von steifem Papier; andere Gestalten waren ganz in Stroh gewickelt oder hatten Kuhhäute und Schaffelle mit

ausgeschnittenen Aermellöchern angezogen; dann sah man wieder andere, welche ganz in Flitter und Lumpen von allen möglichen Farben gehüllt waren; auch einfache Säcke mit ausgeschnittenen Aermel- und Beinlöchern dienten als Verhüllung. Auf dem Kopf trugen die den Nachtgeistern gleich immer dichter heranschleichenden Gestalten spitze Kappen von Schilf oder Papier, mächtige Perücken von Pferdehaar oder Werg oder auch alte Töpfe und Schüsseln. Alle Gesichter waren gefärbt, einige mit Mehl, so daß sie den Pierrots glichen, andere waren mit Ruß wie die Neger schwarz gefärbt, noch andere hatten die Gesichter mit Ziegelmehl eingerieben, so daß sie den indianischen Rothäuten ähnelten.

Jeder trug irgend ein Instrument in der Hand, das im stande war, einen großen Lärm zu machen: Trommeln, Trompeten, Flinten und Pistolen, Glocken, Kessel und Pfannen, kleine Fässer an einem Riemen um den Hals und Dreschflegel in der Hand, kurz, was nur immer zu erfinden war, um betäubendes Geräusch hervorzubringen.

Aber alle diese Instrumente schwiegen; lautlos über die Felder und das Dorf hingleitend zogen sie heran, bis endlich wohl einige hundert solcher Spukgestalten auf dem Platze vor dem Rüdenhof zusammengetroffen waren.

Hier begannen lebhafter die Signalpfiffe zu ertönen, und mit militärischer Pünktlichkeit ordneten sich die Nachtgestalten in vier verschiedenen Rotten, welche die Ecken eines großen Vierecks bildeten.

In der Mitte dieses Vierecks stand eine Gestalt, welche durch einen dreieckigen Hut mit einem ungeheuren Federbusch höher schien als alle übrigen.

Dieser Führer der geheimnisvollen Schar trug ein weißes Hemd, darüber einen Küraß von Goldpapier und einen breiten Ritterkragen um den Hals; sein Gesicht war rot gefärbt, und ein Roßschweif, in zwei Zöpfe geflochten, bildete einen riesigen Schnurrbart, der unter seiner künstlichen Nase befestigt war; er trug an der Seite einen hölzernen Säbel und eine bunte Schärpe um den Leib.

An seiner Seite standen zwei Adjutanten, der eine in einem Kostüm von flitternden Fetzen mit einem Ritterhelm auf dem Kopf — der andere in einem weiten Talar mit einer zum Helm zusammengebogenen Blechschüssel auf dem Haupt.

Noch immer in tiefem Schweigen wurden nun ebenfalls mit militärischer Präzision Wachposten ringsum aufgestellt.

In weitem Umkreis stand dicht gedrängt fast die ganze Bevölkerung von Beuerwald, leise mit einander

flüsternd und in höchster Spannung den Beginn des geheimnisvollen Rügegerichts erwartend, das, wie jedermann klar war, dem gefürchteten und verhaßten Rüdenbauer gelten sollte.

Auf dem Rüdenhof selbst war es totenstill, nur die großen Fanghunde ließen ihr wildes Geheul erschallen.

Wohl waren die Knechte und Mägde aufgestanden und hatten den Bauer von dem Anzuge der Treiber benachrichtigt — er hatte ihnen befohlen, sich an dem Thorweg aufzustellen, jedem Unbefugten den Eintritt zu verweigern und die Hunde loszulassen, wenn es dennoch jemand wagen sollte, den Hof zu betreten.

Scheu und ängstlich standen die Knechte des Rüdenhofs hinter den starken Gitterstäben des geschlossenen Thorwegs. Wohl waren sie gewöhnt, pünktlich die Befehle ihres Herrn zu vollziehen, der jeden Ungehorsam mit unerbittlicher Entlassung aus seinem Dienst strafte, aber doch dachte keiner von ihnen ernstlich daran, sich den Treibern zu widersetzen, da dies, so streng sich auch das Haberfeldtreiben von allen Gewaltthätigkeiten fernhielt, wenn kein Widerstand entgegentrat, doch stets hoch gefährlich war.

Als die Posten ausgestellt waren, zündete der eine Adjutant des Führers, welcher ein Fetzenkostüm mit einem Ritterhelm trug, eine an einer langen Stange befestigte Laterne an und stellte dieselbe in der Mitte des Vierecks auf.

Auf dieses Zeichen entzündeten sich ringsum eine große Anzahl von Laternen, deren Gläser vielfach mit Fratzen von buntem Papier beklebt waren. Der ganze Platz wurde von dem zitternden Lichte erhellt, wodurch die Gestalten noch phantastischer und unheimlicher erschienen.

Die Gestalt im Talar und dem Blechhelm ließ einen besondern Pfiff ertönen, und zugleich begann ringsum ein betäubender Lärm; jeder ließ sein Instrument so laut, als er es vermochte, erschallen, zahlreiche blinde Schüsse wurden in die Luft gefeuert, dazu sprangen die lächerlichen und grausigen Gestalten hin und her, so daß dieses Schauspiel sowohl für das Auge wie für das Ohr kaum noch etwas Menschliches zu haben schien.

Nach kurzer Zeit hörte der Lärm auf, und ringsum wurde es so still, daß man nur noch das Rauschen des Nachtwindes hörte.

Der Mann mit dem hohen Federbusch rief mit laut schallender Stimme, deren Klang jedoch so

verstellt war, daß ihn kaum jemand zu erkennen vermocht hätte:

„Sekretär —
Gib das Sündenregister her!“

Eine ganz in Stroh gewickelte Gestalt mit feuerrot gefärbtem Gesicht, ein Butterfaß auf dem Kopf, trat heran und überreichte dem Führer mit tiefer Verbeugung eine Rolle Papier.

„Rüdenbauer, ist Dein Haberfeld leer?“ rief der Mann mit dem Federbusch.

Tiefe Stille herrschte ringsum. Auf dem Rüdenhof ließ sich nichts hören als das verstärkte Geheul der Fanghunde.

Die Knechte drückten sich hinter dem Thorweg scheu zur Seite.

Noch zweimal wiederholte der Führer der Treiber seine Frage, aber es kam keine Antwort. Das Thor blieb verschlossen.

Der Brauch verlangte, daß auf die so gestellte Frage der Bewohner des Hauses, vor dem das Rügegericht sich versammelt, in die Thüre trete, um mit entblößtem Haupt zu erwarten, was über ihn verhängt werden würde.

„Der Rüdenbauer trotzt der Ladung,“ sagte der Führer unter atemlosem Schweigen der Menge, „geht

und bringt ihn her, und ihr dort hinter dem Gitter legt die Hunde an und kürzt ihre Ketten, oder die Bestien sind des Todes — und dann öffnet das Thor!“

Nach einigen Augenblicken hörte man ein unruhiges Knurren der Hunde. Die Knechte hatten nicht gewagt, dem Befehl zu trotzen — sie wußten genau, daß die Tiere im nächsten Augenblick erschossen werden würden, und mochten glauben, ihrem Herrn selbst einen Dienst zu leisten, wenn sie dieselben retteten, aber sie wagten es dennoch nicht, das Thor zu öffnen; unschlüssig standen sie zurück und drängten sich furchtsam zusammen.

„Vorwärts!“ rief der Mann mit dem Federbusch, und sogleich rückten von jeder Rotte eine Anzahl Männer heran. Wuchtige Hiebe von Dreschflegeln und Knitteln hatten bald das Thor gesprengt, und die Eingedrungenen eilten unter wildem Geheul der Hunde dem Hause zu.

Der Rübenbauer stand in seinem Zimmer; er hatte nur in der Eile Stiefel und Beinkleider angelegt und kreuzte, lauschend vorwärts gebeugt, die Arme über der Brust.

Als die Thore sich öffneten und er die greulichen Spukgestalten erkannte, stieß er einen wilden

Wutschrei aus. Er hatte erwartet, daß seine Leute in der Gewohnheit des Gehorsams die Thür verteidigen würden.

„Ha, die Verräter," rief er, „niemand hätte eindringen können, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan, aber sie stecken auch mit der höllischen Bande zusammen; das sollen sie mir büßen! — Hinaus aus meinem Eigentum! Ihr seid Diebe und Räuber, und als solche werde ich euch behandeln, wenn ihr nicht sogleich mein Haus und meinen Hof verlaßt!"

„Sei still, Rüdenbauer," rief einer der vermummten Treiber, „hast Du nicht gehört, daß der Meister gefragt hat, ob Dein Haberfeld leer ist — weißt Du nicht, was Du zu thun hast auf solche Frage?"

Der Rüdenbauer war nach der Wand zurückgewichen, im Nu hatte er ein doppelläufiges Gewehr herabgerissen und legte sich in Anschlag.

Die Hähne knackten.

„Zurück," rief er, „Unverschämte! Weicht aus meinem Hause, wenn euch euer Leben lieb ist — draußen mögt ihr treiben, was ihr wollt! Ich kann's nicht hindern, aber hier brauche ich mein Hausrecht!"

Die Haberer waren vor den auf sie gerichteten Läufen zurückgewichen, im nächsten Augenblick aber

schon hatten einige von ihnen sich tief gebückt und, auf Händen und Füßen laufend, den Rüdenbauer erreicht.

Sie faßten von unten herauf seinen Arm, der Schuß krachte in die Luft, das Gewehr entfiel ihm, und im nächsten Augenblick war er überwältigt und zu Boden geworfen, während er, vor Wut schäumend, furchtbare Verwünschungen ausstieß.

„Fort mit ihm zum Meister!“ riefen die Haberer, indem sie ihm die Hände auf den Rücken banden und ihn trotz seines Widerstandes und obgleich er in seiner wilden Wut mit den Füßen trat und selbst mit den Zähnen um sich zu beißen versuchte, vor sich herstießen.

Auf dem Flur trat ihnen Maria Borischa entgegen.

„Um der heiligen Muttergottes willen,“ rief sie, „schont das Leben meines Vaters — vergeßt nicht, daß Gott auch über euch im Gericht sitzt!“

„Die Haberer sind keine Mörder, Maria Borischa,“ erwiderte eine Stimme aus dem dichten Haufen der Vermummten, „Deinem Vater wird nichts geschehen, wenn er nicht, wie er eben gethan, uns am Leben bedroht. Geh auf Deine Kammer und bleibe dort; es ist nicht gut, wenn ein Kind das Gericht über

seinen Vater hört — bitte Gott, daß er sein hartes Herz lenke."

„So schwört ihr," rief Maria Borischa, „daß sein Leben verschont bleibt?"

„Wir schwören es, wenn er es nicht selbst verwirkt," antworteten die Haberer, und einer von ihnen drängte das zitternde Mädchen mit freundlichem, mitleidigem Zuspruch in ihre Kammer.

Der Rüdenbauer biß sich fast die Lippen blutig und stieß verzweifelt mit den Füßen um sich. Die Fürbitte seiner Tochter schien ihn noch wütender gemacht zu haben — der stolze Mann, der sich so lange als Herr gefühlt über alles, was ihn umgab, konnte es nicht ertragen, so schwer vor seinem Kind und vor seinen Leuten gedemütigt zu werden. Aber all sein Widerstand war vergebens — er wurde fortgeschleppt über den Hof hin unter das Thor. Hier band man ihn mit einem Strick an den Thürpfosten, zwei vermummte Männer blieben neben ihm stehen, jede Bewegung, die er etwa zu seiner Befreiung machen möchte, zu überwachen und zu verhindern.

„Das Haberfeld ist leer! Der Bauer ist da!" sagte einer der Versammelten.

Der Rüdenbauer senkte knirschend das Haupt auf die Brust und schloß die Augen. Er schien in diesem

Augenblick ein ähnliches Gefühl zu haben wie der Strauß, der da glaubt, nicht gesehen zu werden, wenn er selbst nicht sieht.

Jetzt begann der Namensaufruf mit lauter Stimme von einem der beiden Begleiter des Führers.

Man hörte hier alle bekannten Namen von Geistlichen, Beamten und Lehrern der Umgegend; auch die Namen von Bergen, Städten und Dörfern, von Flüssen und Seen kamen vor.

Es waren fast dreihundert Namen in dieser Weise aufgerufen worden, und auf jeden Namen antwortete einer der Anwesenden laut und feierlich sein „Hier!"

Aengstlich lauschten die rings umher Stehenden, ob auch nicht etwa ein Name doppelt ertöne, denn wenn das der Fall gewesen wäre, so wäre der Unverlesene, der mit dem Verlesenen geantwortet hätte, der Böse gewesen, und der Aufgerufene hätte noch in demselben Jahre eines gewaltsamen Todes sterben müssen.

Doch alles ging diesmal ordentlich zu, der Teufel mischte sich nicht hinein, und keine doppelte Antwort ließ sich hören.

Nachdem das Register zu Ende gelesen war, begann die ganze Versammlung unter Begleitung ihrer

Instrumente in rhythmischem Takt, ohne eigentliche Melodie, zu singen:

„Heisa, heisa, hopsasa,
Die Haberfeldtreiber sind schon da.
Trommel- und Windmühlenschlag
Schreien wie am jüngsten Tag.

Piff, paff, puff,
Summ, summ, summ,
Schuß auf Schuß,
Dum, dum, dum,
Daß alles zittern muß,
So ist der Hab'rer Gruß.

Leute, Maulaffen
Alle drauf gaffen,
Bis der im Federbusch winkt
Und kein Laut mehr klingt,
Dann liest der Habermagister
Das grauf'ge Sündenregister!"

Noch einmal wuchs der Lärm mächtig an, dann trat wieder tiefe Stille ein. Der Mann im Lappenkostüm senkte die Laterne, der im Federbusch rollte das lange Register auseinander und begann mit lauter, weithin schallender Stimme in rhythmischem Tonfall zu lesen:

„Ihr Burschen, jetzt kann ich's nimmer vermeiden,
Jetzt müssen wir dem Rüdenbauer 's Haberfeld treiben.
Er dünkt sich mächtig in boshafter List,
Weil vor dem Gericht ihm nichts anzuhab'n ist.
Aber die Haberer seh'n alles trotz finsterer Nacht,
So soll er jetzt hören, was er Böses vollbracht:

Zum ersten da hat er vom Rüdenhof das Feld
Dem Lechner genommen um das elende Geld.
Der Lechner, der hat wie ein Kind drum geweint —
Dem Rüdenbauer sein Herz war verstockt und versteint."

Er hielt inne und fragte rings herum:

„Burschen, habe ich recht oder nicht?"

„Recht hast!" erscholl die Antwort rings umher, und zugleich begann mit allen Instrumenten ein furchtbarer Tusch, welcher nichts Menschliches mehr hatte und die Zuhörer bis ins Mark erbeben ließ.

Der Mann mit dem Federbusch winkte.

Alsbald trat wieder tiefe Stille ein, und er fuhr fort zu lesen:

„Zum zweiten und dritten und vierten hört an,
Hat er dem Strizl, dem Göttner und dem Seitz das Gleiche gethan
Scharrt alles zusammen, hat niemals genug
Und hört auf kein Mitleid und scheut keinen Fluch."

„Burschen habe ich recht?"

„Recht hast!"

Und der höllische Tusch begann von neuem.

Weiter las der Führer das Sündenregister:

„Aber schlimmer als alles, was er jemals verbrach,
Ist des braven Breitlinger sein Weh und Ach.
Von Haus und Hof hat er den Breitlinger vertrieben,
Das ist im Himmel und in der Hölle aufgeschrieben."

Dieselbe Frage. Dieselbe Antwort. Derselbe Lärm.

„Und kein Mitleid hat er mit seinem eig'nen Blut.
Seine Tochter ist dem Alisi Breitlinger so gut,

Er aber hat sie von einander gerissen
Und kennt gegen sein Kind kein' Pflicht noch Gewissen."

„Burschen, habe ich recht?"

„Recht hast!"

Noch greulicher lärmten die Instrumente.

Der Rübenbauer, welcher bis jetzt mit gesenktem Haupt dagestanden hatte, richtete sich auf, er machte konvulsivische Anstrengungen, seine Bande zu lösen, seine Augen traten fast aus den Höhlen heraus.

„Schurken, Spitzbuben!" rief er, „Räuber, Mordbrenner — was geht euch mein Kind an? Habe ich es nicht gehalten wie meinen Augapfel? Sollte ich es wegwerfen an den Sohn des bankerotten Lumpen!"

Immer betäubender erschallte der Lärm ringsum, so daß die letzten Worte des Wütenden ungehört verhallten. Er spie in seinem Grimm gegen die Haberer hin, streckte in der Wut seine Zunge aus und schnitt schauerliche Gesichter.

Einer seiner Wächter hielt ihm eine Laterne vor, und ein allgemeines Hohnlachen klang ihm ringsumher entgegen.

Wieder winkte der Mann mit dem Federbusch.

Alles wurde still und die Verlesung begann aufs neue:

„Wir warnen und mahnen — er mag sich bekehren,
Doch will er die Stimme der Rüge nicht hören,
So wird er des Teufels gierigen Krallen
Am jüngsten Tag auf ewig verfallen."

„Habe ich recht, Burschen?"

„Recht hast — recht hast!"

„Der Teufel wird ihn holen, wenn er ihm nicht zu schlecht ist!" rief es dazwischen. Und abermals mischte sich lautes Gelächter in den fürchterlichen Lärm der Instrumente.

Noch einmal winkte der Mann im Federhut zur Ruhe und las mit feierlichem Ton:

„Dann werden wir ihm nimmer das Haberfeld treiben,
Dann wird er das höllische Feuer erleiden,
Wenn es wird klingen in allen Lüften,
Herab von den Wolken — heraus aus den Grüften:
‚Liber scriptus proferetur
In quo totum continetur
Unde mundus judicetur.'"

Er hatte den letzten, lateinischen Vers etwas schwerfällig, aber vollkommen deutlich mit feierlicher Stimme gelesen, und als er dann geendet, begann ein Lärm, der alles Bisherige noch weit hinter sich zurückließ, und während die Hauptgruppen der Haberer mit ihren Laternen näher an den Hof herantraten, eilte eine Anzahl der vermummten Gestalten auf den Hof und in das Haus, um Kobolden gleich ein spukhaftes Treiben zu beginnen, das von den

Verwünschungen des Rüdenbauers und dem Bellen und Heulen der Fanghunde begleitet wurde.

Einzelne hingen die Thüren und Fensterläden aus. Sämtliches Küchengerät befand sich in unglaublich kurzer Zeit in den hohen Kirschbäumen des Gartens aufgehängt; ein großer Heuwagen war auseinander genommen, die einzelnen Teile auf das Scheunendach getragen und dort wieder zusammengesetzt — doch wurde dabei auf das sorgfältigste jede Beschädigung vermieden. Es war nichts weiter zu thun, als die verschleppten Dinge wieder an ihren Platz zu bringen. Wenn je bei solchen Gelegenheiten eine Beschädigung des Eigentums vorfällt, so wird der Schaden auf geheimnisvolle Weise vollständig und reichlich ersetzt.

Der Rüdenbauer sah dem allem zu, bleich wie der Tod, mit unheimlich drohenden Blicken. Er hatte seine Flüche erschöpft; er begann zu beten und Gott um seinen rächenden Blitzstrahl anzurufen.

Sein Gebet klang noch schauerlicher als vorher seine Flüche, aber es hatte ebensowenig Erfolg — die ihn hören konnten, antworteten nur mit lautem Hohnlachen, und das spukhafte Spotttreiben wurde fortgesetzt.

Einige Haberer, welche das Haus nach Gegenständen ihres Mutwillens durchstöberten, traten in die Kammer der Maria Borischa. Beim Schein einer Lampe kniete das junge Mädchen vor einem Bilde der Muttergottes.

Bei dem Geräusch der geöffneten Thür stand sie auf. Sie war bleich; Thränen schimmerten in ihren Augen, aber ihre Blicke leuchteten noch wunderbarer unter dem feucht schimmernden Schleier hervor.

Die lärmenden Haberer wichen bei ihrem Anblick fast ehrerbietig zurück.

„Laßt mich!“ sagte sie gebieterisch, „mit mir habt ihr ja nichts zu thun — und,“ fügte sie dann hinzu, „laßt jetzt genug sein des Treibens — denkt daran, daß ihr alle sündhaft seid vor Gott wie jeder sterbliche Mensch, daß der Herr allein sich Rache und Gericht vorbehalten! — Ihr meint es ja wohl gut mit dem Alisi und mit mir, aber das glaubt mir, wenn der Alisi hier wäre, er würde nicht auf eurer Seite sein gegen den Vater, und durch euer Drohen wird des Vaters harter Sinn nicht gebeugt werden.“

Die Haberer wichen zurück und schlossen leise die Thür der Kammer, in welcher Maria Borischa

sich wieder in brünstigem Gebet vor der Muttergottes beugte.

Auf den Hof zurückgekehrt, nahmen sie keinen Teil mehr an dem Treiben der andern, sondern schlossen sich der Gruppe um den Führer mit dem hohen Federbusch an, der in der Mitte des Platzes stand.

Plötzlich ertönte schrilles Pfeifen von den im weiten Umkreise ausgestellten Wachen her, und zugleich eilten vermummte Gestalten über das Feld heran, indem sie riefen:

„Die Gendarmen kommen!“

Der Mann im Federbusch ließ ebenfalls laut seine Pfeife ertönen. Das Signal wiederholte sich schnell durch alle Gruppen.

Wie mit einem Zauberschlag erloschen auf einmal sämtliche Laternen, der Lärm verstummte, und schattenhaft dahingleitend verschwanden die vermummten Gestalten, nach allen Richtungen auseinanderstäubend.

Auch die Dorfbewohner zogen sich schnell zurück, denn keinem war es erwünscht, etwa als Zeuge gegen die Haberer vorgeladen zu werden, die man ebensosehr fürchtete, als man ihr Treiben innerlich billigte und so viel als möglich unterstützte.

Der Rüdenbauer riß gewaltsam an seinen Banden.

„Zu Hilfe," rief er, „zu Hilfe! Macht mich los oder ihr sollt vor Gericht kommen als Helfer der Räuberbanden!"

Da von den Haberern, die wie ein nächtlicher Spuk von den Lüften fortgeführt zu sein schienen, nichts mehr zu sehen war, so kamen die Knechte des Rüdenhofs, wenn auch noch ein wenig scheu, heran und befreiten ihren Herrn von seinen Banden.

In demselben Augenblick kamen auch in einiger Entfernung zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Bajonetten heran.

„Laßt die Hunde los," schrie der Rüdenbauer, „sie werden die Spur finden und die Banditen einholen, und wenn man auch nur einen erwischt, so wird man dem Gesindel schon auf die Spur kommen."

„Ganz recht, ganz recht!" riefen die Gendarmen, „wenn wir einmal nur einen erwischten, es steht hohe Belohnung darauf, aber es ist noch niemals gelungen."

Schnell hatten die Knechte die Hunde abgekoppelt.

„Such verloren — faß an!" hetzte der Rüdenbauer, und mit wildem Geheul stürmten die beiden Tiere in verschiedener Richtung in die Dunkelheit hinaus.

Jeder mußte eine andere Spur aufgenommen haben.

Jeder der Gendarmen folgte dem Lauf eines Hundes — der Rüdenbauer hielt sich zwischen beiden, indem er die geballten Fäuste in der Luft schwang und wilde Drohungen ausstieß.

Bald hörte man in einiger Entfernung einen Schuß fallen.

Unmittelbar darauf klang ein entsetzliches Wehgeheul durch die Nacht, das, schnell ersterbend, bald aufhörte.

Der eine Gendarm kam zurückgelaufen.

„Der Teufel mag die Schufte in der Dunkelheit verfolgen!“ rief er; „Eurem Hund haben sie den Garaus gemacht, und ich hörte die Kugel an mir vorbeipfeifen.“

„Die Schufte — die Schufte!“ knirschte der Rüdenbauer, indem er mit den Fäusten zum nächtlichen Himmel hinauf drohte.

Das Gebell des andern Hundes klang laut herauf und schien sich weiter zu entfernen. Zugleich hörte man die Stimme des zweiten Gendarmen, der seinen Kameraden heranrief. Dieser folgte sogleich dem Ruf. Der Rüdenbauer lief atemlos und keuchend neben ihm her.

Dem Gebell folgend, kam man bald an die Mühle, welche hinter einem dichten Gebüsch an der Isar lag. Es war ein stattlicher Bau mit einem starken Mühlentrieb und einem großen Wirtschafts-hof. Alle Fenster waren dunkel. Tiefe Stille herrschte rings umher. Vor der Hausthüre stand laut heulend der Hund, die Schwelle beschnuppernd und gegen die Thürfüllung kratzend.

Der Gendarm schlug mit dem Gewehrkolben gegen die Thür und verlangte laut und drohend Einlaß im Namen des Gesetzes.

Alles blieb still ringsum, nur der Wind heulte durch den Busch, und der Hofhund antwortete auf das Gebell von Buchlechners Rüden, der fortwährend an der Thür kratzte.

„Ich dachte es mir wohl," sagte der Rüdenbauer grimmig, „daß der Buschmüller dahinter steckte, und fast hat es mir klingen wollen wie seine Stimme, als der freche Hanswurst im Federbusch seine gottes-lästerlichen Verse gelesen. Ich werde mich rächen an dem Gesindel, daß sie an mich denken sollen!"

Die Gendarmen schlugen immer lauter an die Thür. Endlich öffnete sich oben ein Fenster. Der Buschmüller in einem Nachtkamisol, ein Tuch um den Kopf gewunden, sah heraus.

„Was gibt's da unten?“ rief er unwillig; „habt ihr nicht schon genug Lärm gemacht da drüben im Dorfe? Macht, daß ihr fortkommt von meiner Thür und laßt ruhige Leute schlafen!“

„Macht auf, Buschmüller, macht auf — ich bin es, der Gendarm von Tölz — die Spur der Haberer führt hier nach Eurem Haus — ich muß nachsehen, ob sich einer bei Euch verborgen hat.“

„Da könnt Ihr lange suchen,“ lachte der Buschmüller. „Ich habe nichts zu thun mit der unruhigen Gesellschaft — meinetwegen hätten sie den Rüdenbauer aufhängen können an dem Thürpfosten seines Hauses — ich wäre nicht hinausgegangen in solch unheimliche Nacht.“

„Das glaube ich wohl,“ schrie der Buchlechner schäumend vor Wut; „Ihr hättet wohl gerne noch mitgeholfen, aber diesmal sind die Gendarmen zu rechter Zeit gekommen, und all die Schuldigen sollen ans Tageslicht gebracht werden.“

„Ah,“ rief der Buschmüller hinunter, „ist da nicht der Buchlechner, und heult da nicht sein Fanghund an meiner Thür? Legt die Bestie an, sonst werde ich mich wohl hüten, aufzumachen, oder ich werde von hier herunterschießen, um mein Hausrecht zu verteidigen.“

„Aufmachen werdet Ihr — der Obrigkeit aufmachen!“ rief Buchlechner.

„Wenn der Hund da fortgenommen ist,“ erwiderte der Buschmüller; „niemand hat das Recht, mit Fanghunden in mein Haus zu dringen!“

„Da hat er recht,“ sagte der Gendarm, „nehmt die Bestie fort, Buchlechner — bindet sie dort im Gebüsch fest und, das sage ich Euch, reißt der Hund sich los, so schieße ich ihn selbst über den Haufen!“

Allmälig waren einige Knechte auf dem Hof erschienen; sie standen hinter dem fest geschlossenen Gitterthor und blickten zu den Gendarmen hinüber.

„Werft einen Strick hinüber,“ rief ihnen der Buschmüller vom Fenster zu, „damit die Bestie gefesselt werden kann, und fest muß sie angelegt werden, sonst werde ich niemand einlassen.“

Der Strick wurde hinübergeworfen. Buchlechner zog ihn durch das Halsband des Hundes, und die Gendarmen überzeugten sich, daß das wütende Tier fest an einen Baum in einiger Entfernung angebunden wurde.

Nachdem dies geschehen war, hörte man langsam den Buschmüller die Treppe heruntersteigen. Ein Schlüssel klirrte, die Thür wurde geöffnet.

Der Buchlechner wollte hereinstürmen, aber der Buschmüller vertrat ihm den Weg.

„Halt!“ sagte er, „hier habt Ihr nichts zu suchen, Rübenbauer. Ich habe Euer Haus noch niemals ohne Notwendigkeit betreten, und Ihr habt nichts zu schaffen in dem meinigen.“

„Ich suche die Räuber — die Mordbrenner, die sich an meinem Eigentum vergriffen haben gegen Gesetz und Recht.“

„Hier stehen die Vertreter des Gesetzes — Ihr seid es nicht — bleibt also draußen, oder meine Knechte werden Euch lehren, fremdes Eigentum zu achten!“

Die Knechte waren durch das noch geöffnete Thor herangekommen und traten drohend zu Buchlechner heran.

„Der Buschmüller hat recht,“ sagte der Gendarm. „Ihr habt hier nichts zu thun. Ihr werdet später zu Protokoll vernommen werden — die Haussuchung ist unsere Sache.“

Mit einem grimmigen Fluch trat der Buchlechner zurück und setzte sich neben seinen knurrenden Hund auf einen Baumstamm. Die Gendarmen traten ein.

„Es liegt der Verdacht vor,“ sagte der eine von ihnen, „daß einer der Haberer sich in Euer

Haus geflüchtet hat — der Hund hat die Spur bis hieher verfolgt."

„Gilt des Buchlechners Hund auch als ein Zeuge vor Gericht?" fragte der Buschmüller höhnisch; „doch kommt her, mein Haus steht den Dienern der Obrigkeit allezeit offen!"

Er führte die Gendarmen durch alle Räume seines Hauses, durch die Ställe und Schuppen und endlich auch durch die Mühle — nirgends fand sich die geringste Spur, daß in dieser Nacht etwas Außerordentliches vorgegangen sein möchte.

Der Gendarm blickte durch das Mühlenfenster nach dem Fluß.

„Dort ist ein dunkler Gegenstand," rief er, „an den Schaufeln des Mühlrads — es wäre möglich, daß einer der Verbrecher sich dort versteckt hätte. Bringt Haken und Stangen!"

Auf einen Wink des Müllers gehorchten die Knechte. Man brachte mit einiger Mühe einen großen Federhut, einen Roßschweif und einen Pappküraß herauf, die sich zwischen den Schaufeln des Mühlrads festgesetzt hatten.

„Aha!" riefen die Gendarmen, „das ist ja fast vollständig eine Haberermaske; was wißt Ihr davon?"

„Kann ich wissen," antwortete der Müller, „was sich nachts in mein Mühlrad verfängt? Was man oberhalb der Mühle in den Fluß wirft, muß ja wohl hier antreiben und an dem Mühlrad hängen bleiben! Das hätte meine Mühle zerbrechen können — gut, daß ihr es jetzt noch gefunden habt."

„Nun, Ihr werdet später noch gefragt werden," sagte der Gendarm, indem er das Wasser von den durchnäßten Gegenständen abschüttelte, „wir werden diese Dinge dem Landgericht einliefern, das die Untersuchung führen wird."

„Thut das," erwiderte der Buschmüller, „etwas anderes werde ich auch nicht aussagen können als jetzt."

Die Gendarmen berieten einen Augenblick mit einander, dann fragten sie die Knechte, und alle sagten einstimmig aus, daß sie wohl den lauten Lärm im Dorfe gehört, aber sich vorsichtig zu Hause gehalten hätten, da sie keine Lust gehabt, sich in das wilde Treiben zu mischen.

Die Gendarmen trugen endlich die erbeuteten Maskenstücke fort. Der Müller verschloß mürrisch seine Thür, während die Knechte sich auf den Hof zurückzogen.

„Und er ist doch dabei gewesen!" rief der

Buchlechner, als die Gendarmen zu ihm zurückkehrten. „Ich möchte es beschwören! Hat er nicht auch dem Friedel Breitlinger eine Wohnung eingerichtet in seinem Hause, und ist er mir nicht immer feindlich gewesen?“

„Nehmt Eure Worte in acht,“ sagte der Gendarm, „und sprecht keine Beschuldigung aus, die Ihr nicht beweisen könnt. Das Landgericht wird die Untersuchung führen, doch fast will es mir scheinen, als ob wieder nichts dabei herauskommen wollte.“

Der Buchlechner führte die Gendarmen nach seinem Hause zurück. Grimmige Verwünschungen stieß er aus, als er die Verwüstung auf seinem Hofe sah, welche für jedes andere Auge ungemein erheiternd wirken mußte. Selbst die Gendarmen konnten sich des Lachens nicht enthalten bei dem Anblick der Küchengeräte auf den Bäumen und des Heuwagens auf dem Scheunendach.

Es wurde Licht angezündet. Mit Mühe suchte der Buchlechner einige Krüge und etwas kalte Speisen zusammen, um den Gendarmen, die in seinem Hause das Protokoll aufnahmen, einen Imbiß vorzusetzen.

Maria Borischa kam aus ihrer Kammer.

„Ich habe für Euch gebetet, Vater,“ sagte sie, „Gott hat mich erhört, daß Euch kein Leides geschehen ist, aber recht habt Ihr nicht gehabt, an

mir nicht und an dem Alisi und an dem Friedel Breitlinger auch nicht, den Ihr von Haus und Hof vertreiben wollt. Freilich sollen sündige Menschen ihren Nächsten nicht richten, wie jene es gethan, aber hören solltet Ihr doch auf die Warnung — geht hin an das Grab meiner Mutter und bittet Gott um Erleuchtung."

Heftig stieß sie der Rüdenbauer von sich.

„Laß Deine Mutter ruhen!" rief er, „sie hat nichts gemein mit dem Friedel vom Ulmenhof, und wenn ich an sie nicht dächte, so würde ich Dich über die Schwelle hinaustreiben, wie sie es einst thaten mit . . ."

Seine Stimme verlor sich in dumpfes Murmeln, und nachdem Maria Borischa weinend in ihre Kammer zurückgekehrt war, setzte er sich an den Tisch, um den Gendarmen alle Einzelheiten, deren er sich erinnern konnte, zu Protokoll zu übergeben.

Die Untersuchung wurde vom Landgericht in Tölz geführt, aber es kam nichts dabei heraus, wie überhaupt noch niemals gegen die Haberer irgend etwas ausgerichtet worden ist, so viel Mühe man sich auch gegeben hat, die Urheber und Teilnehmer des geheimnisvollen Treibens zu entdecken und zur Strafe zu ziehen.

Der Rübenbauer trieb die Sache gegen den Breitlinger am Landgericht mit allem Eifer; er kaufte, als die Gant erklärt wurde, die Hypothek, welche außer seiner Forderung auf dem Ulmenhof stand, aber das Landgericht ging trotz all seines Drängens seinen ruhigen Weg und beeilte sich nicht mit dem Verkauf, da noch zahlreiche kleine Gläubiger vorhanden waren.

Der Buschmüller, welcher an der Stelle des Friedel Breitlinger zum Gemeindevorsteher ernannt war, wurde als Verwalter der Masse bestellt, um die Ernte einzubringen, damit darnach erst der Wert des verganteten Besitztums endgiltig festgestellt werden konnte.

Der Buchlechner lachte grimmig dazu — war er doch seiner Sache gewiß. Nun mußte ja der Ulmenhof doch in seine Hände fallen.

Stumm und düster ging er einher, er grüßte niemand und verließ niemals seinen Hof. Mit Maria Borischa sprach er kein Wort, aber er hielt sie auch nicht zur Arbeit an — es schien, als ob seine Tochter nicht für ihn vorhanden sei.

Sie blieb den Tag über in ihrer Kammer.

Nachdem die Sonne untergegangen war, betete sie auf dem Gottesacker am Grabe ihrer Mutter und

dann ging sie wieder wie einst hinaus in das Gebüsch am Fluß und saß lange an der Stelle, wo sie den Alisi getroffen hatte, zu den Sternen aufblickend und leise zu den Wellen herabflüsternd, und zuweilen hörte man durch den dämmernden Abend ein altes böhmisches Volkslied klingen:

„Dunkel zieht der Fluß vorüber,
O Mareschko!
Und mein Herz wird trüb und trüber;
Einst war's licht und froh.

Schaurig fluten wilde Wogen,
O Mareschko!
Weit hinaus bist du gezogen,
Und das Glück entfloh.

Wüßt' ich, wo mein Leid entschliefe,
O Mareschko!
Lockend grüßt des Wassers Tiefe —
Jetzt, ach, weiß ich, wo."

Achtes Kapitel.

München befand sich immer noch in fieberhafter Aufregung. Die Straßen waren von morgens bis abends mit Menschen gefüllt, welche die ausgebotenen Zeitungsblätter kauften, nach deren Nachrichten jeder dürstete. Dazwischen sprengten Ordonnanzen hin und her. Die einberufenen Mannschaften strömten zusammen, um sich ihren Regimentern einzureihen, und auch der Hof entwickelte eine außergewöhnliche Thätigkeit, denn der König Wilhelm von Preußen hatte mit innig herzlichem Dank für des Königs Ludwig bundestreue Entschließung mitgeteilt, daß er dem Kronprinzen den Oberbefehl über die bayrische Armee übertragen habe, und der König, der sonst sich von allen Repräsentationen so viel als möglich fernhielt, wollte dennoch diesmal den Erben der preußischen Krone, der seine Truppen ins Feld führen sollte, persönlich empfangen.

Der König arbeitete täglich mit den Ministern, vorzugsweise mit dem General von Pranckh und dem Minister des Innern von Braun.

Er ging in dieser großen, bedeutungsvollen Zeit von der durch seinen Vater eingeführten Gepflogenheit ab, nach welcher die Berichte der Minister durch den Kabinetssekretär zum Vortrag gelangten. Der junge Herrscher setzte seine ganze Kraft daran, daß sein bayrisches Land und Volk voll und ganz gerüstet seinen Platz einnehmen möge in der Reihe der wehrhaften Stämme des großen deutschen Vaterlandes.

Auch die Königin-Mutter war von Hohenschwangau nach der Residenz gekommen. Ihr königlicher Sohn widmete ihr stets noch einige Stunden nach seinen arbeitsvollen Tagen, und spät erst am Abend zog er sich in die feenhafte Einsamkeit des Wintergartens zurück, um seinem erschöpften Geist Ruhe zu gönnen und dann nach wenigen Stunden Schlafes zu neuer Arbeit sich wieder zu erheben.

Die Kommandos waren verteilt, der König hatte den soldatisch derben General von Hartmann und den hofmännisch gewandten Freiherrn von der Tann zu Führern der beiden Hauptcorps der bayrischen Armee ernannt.

Alles war bereit, und am nächsten Tage sollte

der Kronprinz von Preußen in München eintreffen, um persönlich das Kommando über die bayrische Armee zu übernehmen.

Der König saß, nachdem er den Kriegsminister von Prankh und die Generale von Hartmann und von der Tann entlassen, ein wenig erschöpft in seinem Arbeitszimmer.

Weniger die geistige Arbeit als die äußere Unruhe der letzten Tage hatten ihn abgespannt, und er streckte die Hand nach der Glocke aus, um den Befehl zu erteilen, daß er eine Stunde lang für niemand sichtbar sei, als, ehe noch der helle Glockenton erschallte, der Kammerdiener Seif mit der Meldung eintrat:

„Seine Königliche Hoheit, Prinz Otto!“

Schnell erhob sich der König und eilte der Thür entgegen, über deren Schwelle sein jüngerer Bruder hereintrat.

Prinz Otto war damals zweiundzwanzig Jahre alt; er war ebenso schlank gewachsen wie der König, nur war seine Gestalt zarter und zierlicher; sein schönes und regelmäßig geschnittenes Gesicht zeigte eine Familienähnlichkeit mit seinem Bruder, aber dennoch war er anders wie jener; sein volles Haar war nicht gelockt wie das des Königs, sondern lag

glatt um das Haupt und fiel ziemlich tief in die etwas niedrige Stirn; seine Augen waren groß und schön, aber sie schienen mehr gemacht, nach dem lebensfrohen Genuß der Stunde zu suchen, als träumend hinaufzublicken in die Welt der Ideale. Trotz der kindlichen Frische seiner Züge lag es wie ein Schleier von Erschöpfung auf seinem Gesicht, obgleich sein Mund heiter lächelte und um seine Lippen jener schwermütige Zug, der dem König eigentümlich war, keinen Platz fand.

Der Prinz trug die grün und rote Uniform des fünften Chevauxlegerregiments mit dem Stern und Band des Hubertusordens und dem österreichischen goldenen Vlies um den Hals.

Der König öffnete weit die Arme.

Prinz Otto warf sich mit einem freudigen Ausruf an die Brust seines Bruders, und eine Zeit lang hielten beide sich in inniger Umarmung umfangen.

Dann plötzlich trat der Prinz einen Schritt zurück, nahm den Säbel in militärischer Haltung auf und sprach in dienstlichem Ton:

„Ich habe die Ehre, mich bei Eurer Majestät unterthänigst vom Urlaub zurück zu melden!“

Der König lächelte einen Augenblick, dann sagte er ernst, sich hoheitsvoll aufrichtend.

„Ich danke Eurer Königlichen Hoheit. Doch nun," rief er dann, indem er die Hand auf die Schulter seines Bruders legte, „entbinde ich Dich vom Zeremoniell; ich bin ja König — der König wird ja so hoch hinaufgehoben, daß er seinesgleichen nicht haben darf auf Erden, und er darf von dieser Höhe nicht herabsteigen, wenn er nicht der Welt das Recht geben will, zu vergessen, daß er König ist. Ich muß auch Dein König sein, aber dennoch darf ich mir Augenblicke gönnen, in denen der Bruder dem Bruder frei die Hand reicht; darf er doch hoffen, bei dem Bruder vor allem Verständnis zu finden."

„Verständnis, Liebe und Gehorsam," rief Prinz Otto, indem er die Hand seines Bruders ergriff und sie schnell an seine Lippen führen wollte.

Der König verhinderte dies, zog den Prinzen noch einmal in seine Arme und sagte dann, indem er liebevoll in das Gesicht seines Bruders blickte:

„Wie Du gut aussiehst! Die Luft Italiens hat Dir wohlgethan, vielleicht hättest Du noch länger dort bleiben sollen. Schon wollte ich Dich bitten, noch nicht zurückzukehren, als ich Deine Depesche erhielt; aber Du warst schon unterwegs und . . ."

„Nicht zurückkehren?" rief der Prinz lebhaft;

„o mein Bruder, das wäre vielleicht der einzige Fall gewesen, in welchem ich Deinem Zorn getrotzt und Deinem Befehl nicht gehorcht hätte! Nicht zurückkehren in einem Augenblick, in welchem das ganze Deutschland sich erhebt gegen das hochmütige Frankreich und unser tapferes Heer sich rüstet zum Ausmarsch ins Feld?“

Der König sah den Prinzen ernst an.

„Also Du bist einverstanden, mein Bruder, mit dem, was ich gethan? Du bist einverstanden, daß ich unser bayrisches Heer unter des Königs von Preußen Führung gestellt?“

„Einverstanden ist das richtige Wort nicht,“ rief der Prinz, „einverstanden bin ich und werde ich immer sein mit allem, was mein königlicher Bruder beschließt und befiehlt, aber glücklich bin ich, stolz und begeistert, daß Du die deutsche Fahne, die so oft schon in der Hand der Wittelsbacher geweht hat, hoch erhoben hast über alle Verwirrung, Drohung und Lockung, daß Du unsere braven Soldaten aussendest, um an der Seite der früheren Gegner aus dem unglücklichen Krieg von 1866 zu zeigen, was sie wert sind.“

„Das freut mich,“ sagte der König, seines Bruders Hand drückend, „das freut mich herzlich, denn fast

schon fürchtete ich, Du kämest so eilig zurück, um mich abzumahnen von dem Bündnis mit den Hohenzollern. Nicht daß mein Entschluß schwankte oder hätte erschüttert werden können; ich habe gekämpft, ich will es Dir gestehen, aber nun steht alles fest und klar in meiner Seele. Doch freut es mich, mit Dir einig zu sein — Du bist ja doch der einzige, der mir unmittelbar nahe steht — der einzige wohl, zu dem ich volles und rückhaltloses Vertrauen haben kann. Laß uns brüderlich einig bleiben im Herzen, wenn ich auch vor der Welt der König bleiben muß und nicht herabsteigen kann von der Höhe, auf die Gott mich gestellt."

„Ich bin herbeigeeilt, mein Bruder," sagte Prinz Otto, „um meine Pflicht als Soldat ebenso zu erfüllen, wie Du die Deinige als König erfüllt hast, und um hinauszuziehen mit unseren braven Soldaten in den großen Kampf für Deutschlands und Bayerns Ehre. — Wohl weiß ich es," fuhr er mit kindlicher Treuherzigkeit fort, „daß ich nicht viel verstehe vom Kriegshandwerk, zu dem die Erfahrung eines vollen Manneslebens gehört; ich werde mich freudig unter den Befehl Deiner Generale stellen, aber ein tüchtiger Offizier zu sein, dazu fühle ich Kraft und Zuversicht in mir! Laß mich das Regiment, das meinen

Namen trägt, im Feld kommandiren, und wenn Du mich noch nicht für fertig zum Obersten hältst," fügte er, indem er bittend in das ernste Gesicht des Königs blickte, hinzu, „so gib mir eine Schwadron, ich verspreche Dir, daß ich mit meinen Reitern den Feind werfen werde, wo ich ihn immer finde, daß ich überall Deine Fahne zu Ruhm und Ehre führen oder unter ihr fallen werde."

Der König schüttelte den Kopf.

„Daran zweifle ich nicht, mein Bruder," sagte er, „wie könnte es bei einem Wittelsbacher anders sein; aber dennoch kann ich Deine Bitte nicht erfüllen."

„Meine Bitte nicht erfüllen?" rief der Prinz hoch errötend, „so willst Du mich verurteilen, unthätig zu Hause zu bleiben, während unsere Armee in das Feld rückt? Könnte ich dann noch weiter die Uniform tragen? Müßte ich mich nicht schämen vor jedem gemeinen Chevauxleger meines Regiments!"

„Höre mich an, mein Bruder!" sagte der König herzlich. „Nicht so mußt Du sprechen, nicht so die Sache ansehen. Du stehst der Krone zu nahe, als daß Du nur nach persönlichen Gefühlen handeln dürftest — Du bist berufen, einst nach mir den Thron zu besteigen . . ."

„Gott verhüte," rief Prinz Otto lebhaft, „daß das jemals geschehen möge! Und es wird nicht geschehen, meine schwache Kraft wird längst verbraucht, mein Leben längst erloschen sein, wenn Du noch auf der Höhe der vollen Mannes- und Herrscherkraft stehen wirst. Sieh mich an, was bin ich gegen Dich? Ich fühle es wohl, daß meinem Leben das rechte Mark fehlt, darum freue ich mich des Daseins, so lange es mir lächelt — darum aber möchte ich auch der Ehre meines Hauses gerecht werden, damit ich doch nicht ganz umsonst gelebt habe, wenn einst mein Dasein erlischt. Ich will mich nicht mit dem Achill vergleichen," sagte er mit wehmütigem Lächeln, „aber es lebt etwas in mir von seinem Wesen, das ist der Wunsch, das kurze Leben, das mir wohl beschieden sein wird, wenigstens ruhm- und ehrenvoll zu führen."

„Dein Leben wird nicht kurz sein," erwiderte der König, indem er seinen Arm um die Schulter seines Bruders schlang, „Du wirst Deine volle Kraft wieder erlangen, wenn Du Deine Gesundheit schonst und pflegst, darum darfst Du Dich nicht den Wechselfällen und Anstrengungen des Krieges aussetzen, auch nicht den feindlichen Kugeln. Du bist unersetzlich — Dein Leben gehört Deinem Hause und Deinem Volk."

„Unersetzlich?“ rief Prinz Otto. „Haben wir nicht genug Prinzen unseres Hauses?“

Der König blickte finster vor sich nieder.

„Diejenigen, mein Bruder, die uns am nächsten stehen, möchten, wie ich fürchte, nicht in meinem Sinne das Werk fortführen, das ich begonnen. Darum, mein Bruder, mußt Du Dein Leben schonen, und dächtest auch Du nicht daran, mich zu überleben und mein Nachfolger zu werden — ich kenne ja Deine treue brüderliche Liebe — so hast Du doch die Verpflichtung, unsern Stamm zu erhalten, damit die Krone in unseres Vaters Linie bleibe und unser bayrisches Volk in seinem und meinem Geist regiert werde.“

„Ich, mein Bruder?“ rief Prinz Otto; „nein, nein — dazu bin ich nicht geschaffen! Ich muß auf meine Weise das Leben genießen, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliegend. Du wirst des Stammes Erhalter sein — Du bist dazu gemacht, festzustehen auf unbewegtem Grunde — Du wirst ein Glück finden, das mir nie erblühen kann und das mich nicht lockt.“

„Niemals!“ antwortete der König, indem düstere Glut in seinem Gesicht aufloderte.

„Du wirst vergessen, mein Bruder,“ sagte Prinz

Otto fast schmeichelnd; „Du wirst wiederfinden, was Du verloren hast.“

„Was ich verloren habe,“ rief der König, „ist das Vertrauen zu den Menschen! Einsam auf der Höhe will ich mir das Vertrauen zu Gott erhalten — an Dir, mein Bruder, ist es, uns die Zukunft zu sichern! Du hast nichts verloren — Du würdest einen Verlust vergessen, vielleicht unschwer verschmerzen, und darum kann ich es nicht erlauben, daß Du in den Krieg gehst — darum, mein Bruder, bitte ich Dich, zurückzubleiben und Deine Gesundheit zu voller Kraft wieder herzustellen, denn sie ist ein hohes und heiliges Gut unseres Hauses.“

Prinz Otto richtete sich militärisch auf und sagte bitter:

„Eure Majestät befehlen — an mir ist es, zu gehorchen, wie schwer auch mein Herz darunter leiden mag!“

„Nicht so, mein Bruder,“ rief der König, indem er den Prinzen umarmte, „der Bruder erbittet Deinen Gehorsam für den König, und der König spricht für unser Haus und unser Volk. Geh zu unserer Mutter, bei ihr habe ich Wahrheit und Klarheit gefunden in ringenden Kämpfen und Zweifeln, sie wird auch Dir den rechten Weg zeigen und

Dein Herz beruhigen über die versagten Wünsche des Augenblicks."

„O, daß ich ihr und Dir sein könnte, was Du von mir erwartest," rief Prinz Otto, „aber ich kann es nicht, ich fühle es, ich bin ein schwaches Reis, aus dem kein neuer Trieb unseres Stammes hervorsprießen wird! Ich fühle es zuweilen wie Wolkenschatten über meinen Geist hinziehen — oft ist es mir, als müßte ich meinen Gedanken nacheilen in weite Fernen, als flüchteten sie vor mir — als hätte ich kaum die Macht, sie festzuhalten und in den Dienst meines Willens zu zwingen. Würde mein Leben einen edlen, ruhmreichen Zweck finden — jetzt noch vielleicht könnte ich ihn erfüllen — später — später — dann wird es vielleicht zu spät sein."

Seine Augen verschleierten sich, große Thränen rannen über seine zart geröteten Wangen.

„Geh zur Mutter, geh zu ihr," sagte der König, „sie verstand es ja so gut, unsere Thränen zu trocknen, als wir noch Kinder waren, und," fügte er mit liebevollem Lächeln hinzu, „Du bist ja noch ein Kind, mein Bruder — ich möchte es auch noch sein, aber mich hat das Schicksal heraufgerissen auf die Höhen, auf denen des Lebens furchtbarer Ernst wohnt."

Noch einmal drückte er den Bruder an seine Brust, dann ging Prinz Otto gesenkten Hauptes hinaus.

Der König sah ihm traurig nach.

„Ich kann nicht anders," sagte er, „sein Leben gehört mir und der Zukunft meines Hauses — ich muß es erhalten um jeden Preis! Wolkenschatten, sagte er, ziehen über seinen Geist hin, und seine Gedanken fliehen in die Weite. Vor mir öffnen sich Abgründe, Dämonen steigen herauf, und es ist, als ob es mich immer höher hinauftriebe in die reinen Himmelsfernen, den Geistern der Tiefe zu entfliehen. — O mein Gott," fuhr er schaudernd fort, „wäre es möglich, daß ein solches Verhängnis auf unserem Stamme lastete? O mein Gott, gib mir Kraft, zu widerstehen — laß mich durch die finsteren Geister des Abgrundes nicht trennen von dem Licht deiner Sonne und von dem Herzen meines Volkes!"

Einen Augenblick noch stand er mit ausgebreiteten Armen da, die Augen flehend zum Himmel aufgeschlagen.

Dann kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück und vertiefte sich in die Arbeit seines königlichen Berufs.

*

Ein reichbewegtes Leben herrschte auf dem Bahnhof der Station Röhrmoos, wie es dieser kleine Bahnhof vielleicht noch niemals gesehen hatte. Guirlanden schmückten den Perron und zahlreiche Menschenmassen waren aus der Gegend herbeigeströmt.

Der Kronprinz von Preußen kam von Nürnberg her, und wer irgend noch davon gehört und kommen konnte, war herbeigeeilt, um den Prinzen zu sehen, der in dem großen nationalen Kampf das bayrische Heer auf die Schlachtfelder des deutschen Ruhmes führen sollte.

Immer dichter scharte sich die Menge um den Bahnhof, und die Gendarmen hatten Mühe, den Perron freizuhalten.

Endlich erklangen die Telegraphensignale, die Bahnhofbeamten in Uniform traten auf den Perron, die Gendarmen drängten mit freundlichem Zureden die Menge noch weiter zurück.

Da plötzlich hörte man den schrillen Ton der Dampfpfeife von der Münchener Seite her, und während die Zuschauer erstaunt nach dieser Seite blickten, von woher keiner von ihnen einen Zug erwartete, wiederholte sich das Pfeifen von der Nürnberger Seite her. Gleich darauf fuhren fast zu gleicher Zeit, von brausenden und schnaubenden

Lokomotiven gezogen, zwei Züge auf den Schienen heran.

In dem Zug von München her erblickte man den prachtvollen königlichen Salonwagen, und als kaum der Zug zum Stehen gebracht war, sprangen Leibjäger herab, um die Thüren des Salonwagens zu öffnen. Unmittelbar darauf stieg König Ludwig in der großen Generalsuniform mit dem Bande des preußischen schwarzen Adlerordens die Stufen des Wagentritts herab. Ihm folgten die Flügeladjutanten Major von Sauer und Hauptmann Graf von Hollnstein.

In demselben Augenblick hatten sich auch die Wagenthüren des andern Zuges geöffnet.

Der Kronprinz von Preußen hatte den Wagen verlassen und eilte so schnell, daß die Herren seiner Begleitung ihm kaum folgen konnten, über den Perron zum Könige hin; dann trat er in militärischer Haltung, die Hand am Helm, heran und sprach mit seiner festen, markigen Stimme:

„Ich bitte um die Erlaubnis, mich bei Eurer Majestät zu melden zur Uebernahme des Kommandos über Allerhöchstihre Armee!“

Der König Ludwig breitete die Arme aus und drückte den Kronprinzen herzlich an seine Brust.

„Ich bin gewiß," sagte er bewegt, „daß Eure Königliche Hoheit meine braven Truppen zum Siege für die heilige Sache unseres großen Vaterlandes führen werden."

Der Kronprinz dankte dem König dann auf das herzlichste für die Uebernahme der Patenstelle bei der jüngstgeborenen Prinzessin, deren Taufe einige Tage vorher stattgefunden hatte.

Der Generallieutenant von Blumenthal, der Major Mischke, der Rittmeister von Schleinitz und Premierlieutenant von Viebahn wurden dem König vorgestellt.

Der bayrische Generallieutenant von Götze, der Flügeladjutant Freiherr von Stauffenberg und der Kammerherr von Barth, welche zum Dienst bei dem Kronprinzen bestimmt waren, hatten sich bereits in Hof gemeldet und befanden sich in seinem Gefolge.

Die versammelte Menschenmenge war im ersten Augenblick bei dem so ganz unverhofften Erscheinen des Königs stumm geblieben — jetzt erschallten von allen Seiten jubelnde Hochrufe.

Der König dankte freundlich, nach allen Seiten mit der Hand winkend, während der Kronprinz bescheiden zurücktrat, um die Huldigung ausschließlich für den König gelten zu lassen.

Nach wenig Augenblicken schon stieg der König mit dem Kronprinzen in den Salonwagen, die übrigen Herren bestiegen den königlichen Zug, und unter den brausenden Jubelrufen des Volks dampfte derselbe nach München zurück.

Um elf Uhr fuhr er in den mit Blumen und Orangenbäumen, Wappen und Flaggen reich geschmückten Münchener Bahnhof ein. Hier waren die sämtlichen königlichen Prinzen, die Staatsminister des Aeußern und des Kriegs, die Chefs der Hofstäbe, der Generalquartiermeister der Armee, der Stadtkommandant und die Spitzen der Behörden und des Hofes zum Empfang versammelt. Eine Compagnie des Leibregiments mit Fahne und Musik stand als Ehrenwache auf dem Perron. Eine Schwadron Kürassiere war aufmarschirt, um dem König und seinem Gast das Geleit zu geben.

Der Kronprinz begrüßte die Prinzen, schritt die Front der Compagnie ab und bestieg dann mit dem König, der ihm in verbindlich bestimmter Weise den Ehrenplatz zur Rechten bot, den offenen Wagen.

Prinz Otto nahm den Rücksitz desselben ein.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Voran ritten die Kürassiere — im ersten Zuge der Schwadron der Alisi Breitlinger, der in diesem Augenblick

all seine Sorgen und all seinen Kummer vergaß und nur den einen Wunsch hatte, daß Maria Borischa ihn möchte sehen können, wie er so stolz, den blinkenden Pallasch in der Hand, daherreiten durfte vor seinem König und vor dem fürstlichen Feldherrn des bayrischen Heeres.

Ueberall brauste lauter Jubelruf dem königlichen Wagen entgegen. Ernst und sinnend, verwundert fast, blickte der Kronprinz auf die herandrängende Menge, aus der man deutlich die Rufe vernahm:

„Es lebe der König — es lebe der Kronprinz!“

„Kaum hätte ich einen solchen Empfang hier in München erwartet und gehofft,“ sagte der Kronprinz, „und wenn auch all dieser Jubel wohl zumeist Eurer Majestät gilt, so scheint man doch auch mir freundlich gesinnt zu sein. Das freut mich von Herzen, denn ich fürchtete,“ fügte er mit einem wehmütigen Lächeln hinzu, „daß wir Preußen in Bayern nicht besonders beliebt seien.“

„Die Vergangenheit geht in der Zukunft auf,“ sagte der König ernst; „heute gibt es keine Preußen und keine Bayern mehr, und mit Recht jubelt mein Volk von Herzen dem deutschen Feldherrn der bayrischen Armee zu.“

Er reichte dem Kronprinzen die Hand, die dieser, ehrerbietig sich verneigend, ergriff.

Das Volk bemerkte dies, und noch lauter brach der Jubel ringsum aus.

Nach kurzem Aufenthalt in seinen Gemächern begab sich der Kronprinz zur Königin-Mutter, um seine erlauchte Base zu begrüßen. Er empfing dann die Meldungen der bayrischen Generale und nahm die Begrüßung des Stadtrats und der Gemeindekollegien, vertreten durch den Bürgermeister Doktor Erhard und den Großhändler Guggenheimer, entgegen.

Zu Ehren des hohen Gastes fand Familientafel bei dem König statt, der alle in München anwesenden Prinzen des königlichen Hauses beiwohnten und welche, den Verhältnissen entsprechend, ziemlich ernst, fast feierlich verlief.

Der König war von liebenswürdiger Aufmerksamkeit für seinen fürstlichen Gast und der Kronprinz bewies dem König unausgesetzt eine besondere Ehrerbietung.

Nach der Tafel erschienen der König und die Königin-Mutter mit dem Kronprinzen in dem festlich beleuchteten Hoftheater.

Bei dem Eintritt der Herrschaften in die große

königliche Loge erhob sich das ganze Publikum unter begeisterten Hochrufen.

Wieder trat der Kronprinz bescheiden von der Brüstung der Loge rückwärts. Die Königin-Mutter aber reichte ihrem erlauchten Verwandten die Hand, um ihn wieder vorzuführen.

Noch stürmischer ertönten rings die Jubelrufe, das Orchester spielte die Ouverture zu „Egmont“. Herr Possart trug einen patriotischen Prolog vor, an dessen Schluß sich abermals das ganze Publikum erhob und sich unter erneuten Hochrufen der königlichen Loge zuwendete.

Man gab darauf „Wallensteins Lager“, besonders für diesen Abend in Scene gesetzt, und als Kindermann als einer der Wallensteinschen Soldaten dem berühmten Reiterlied eine besonders für den Augenblick gedichtete Strophe hinzufügte, wiederholten sich die begeisterten Huldigungen für den König und seinen erlauchten Gast in so ergreifender Weise, daß ein ähnlicher Auftritt wohl nie vorher im Hoftheater zu München stattgefunden hatte und wohl kaum jemals wieder stattfinden wird. Wer jener Scene beigewohnt hat, dem wird das Bild des Königs, der soeben durch seinen Entschluß die Einigkeit Deutschlands besiegelt hatte und mit seinem edlen, ernsten

Gesicht sich zu seinem Volke herabbeugte, unauslöschlich im Herzen bleiben.

Als der König und der Kronprinz von Preußen dort oben an der Logenbrüstung neben der würdevoll anmutigen Königin standen, waren sie beide sich ähnlich in ihren hohen, reckenhaften Gestalten, die der vergangenen Vorzeit des Rittertums zu entstammen schienen, und doch wieder so verschieden in dem Ausdruck ihrer Miene und Haltung.

Der Kronprinz, in der voll entwickelten Manneskraft, stand, den Blick fest vorwärts gerichtet auf den herandrohenden Riesenkampf, dem er entgegenzutreten berufen war und bei dem er seinen ganzen Mut, seinen ganzen Willen, all sein Denken und Können für die Ehre seines Namens und seines Vaterlandes einzusetzen entschlossen war, neben dem König. Auf dem bleichen Gesicht des letzteren spiegelte sich ebenso der gewaltig erschütternde Ernst des Augenblicks ab, ebenso der feste Wille, mit der ganzen Kraft einzutreten für das große und heilige Ziel, aber seine großen dunkelblauen Augen blickten wie träumend aufwärts, als wolle er den Wolkenritt der Walküren verfolgen, die siegbringend dem deutschen Heer voranstürmten.

Nach der Beendigung der Vorstellung verabschiedete

sich der Kronprinz von der königlichen Familie, da er noch in der Nacht über Stuttgart weiter reiste, seinen Feldherrnplatz in der Armeeaufstellung einzunehmen.

Als König Ludwig seinen erlauchten Gast hinabgeleitete, um ihn zum Bahnhof zu führen, war der königliche Wagen nicht gleich zur Stelle, da er durch ein Mißverständnis an der unrechten Thür vorgefahren war. Der Adjutant eilte davon, um das Versehen in Ordnung zu bringen und der König blieb mit dem Kronprinzen im Vestibül des Theaters in lebhafter Unterhaltung stehen. Von allen Seiten drängte man heran, die hohen Herren so nahe als möglich zu sehen, um welche der freie Raum sich immer mehr verminderte.

Da plötzlich trat aus dem Publikum, das zum größten Teil den höheren Ständen angehörte und aus den Theaterbesuchern bestand, eine Frauengestalt, wie die Zigeunerinnen gekleidet, hervor. Die Frau hielt sich ein wenig gebückt — ob sie alt oder jung war, konnte man nicht erkennen, da ihr Gesicht ganz von einem um den Kopf geschlungenen Spitzentuch überschattet war. Sie trat dicht an die Fürsten heran — der König blickte betroffen auf, der Kronprinz lächelte — er schien diese plötzliche Annäherung

freundlicher Neugier zuzuschreiben und wollte eben in leutseliger Weise der Frau ein Scherzwort sagen, als diese die Hand gegen ihn erhob und mit einer leisen, aber eigentümlich durchdringenden Stimme sprach:

„Sieg und Ruhm strahlt Euch entgegen. Euer Stern steht hoch — aber höher und immer höher steigt er noch empor!“

Das Publikum war noch näher herangetreten, freudige Beifallsrufe folgten den Worten der Zigeunerin — der Kronprinz dankte freundlich.

„Die Prophezeiung meint es gut,“ sagte er, „aber besser ist noch der feste Mut in der eigenen Brust und das Vertrauen auf Deutschlands heiliges Recht!“

Der König neigte sinnend den Kopf — da trat die Zigeunerin zu ihm heran, und noch leiser als vorher, kaum den Nächststehenden verständlich, sprach sie:

„Zieht in den Krieg — zieht in den Krieg! Wer im Wasser sterben soll, stirbt nicht auf dem Schlachtfeld!“

Der König erbleichte — entsetzt trat er vor dem Blick der dunklen Augen zurück, welche unter dem Spitzentuch hervorblitzten. Er schien hastig einen Befehl geben zu wollen, da trat der Adjutant heran und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Die Zigeunerin war in der Menge verschwunden.

Ringsum ertönten laute Hochrufe und begleiteten den König, der wie träumend neben seinem hohen Gast im Wagen saß.

Am Abend erschien der König und sein Bruder Otto zum Thee in den Gemächern der Königin-Mutter.

König Ludwig war wundersam bewegt; er küßte seiner Mutter die Hand und sagte:

„Ich habe Dir ein Geschenk zu machen, meine gnädigste Mama, für die Verwundeten, die unter Deiner Sorge stehen und deren wir bald wohl genug werden zu verpflegen haben. Ich habe befohlen, daß das Schloß Ludwigshöhe in der Pfalz, sowie die Schloßgebäude in Triesdorf und Veitshöchheim und der Orangeriesaal in Ansbach zur Aufnahme von Verwundeten bereitgestellt werden. In Neuberghausen werde ich ein Spital auf Kosten der Kabinetskasse einrichten, und die Georgordensritterschaft wird dort vierzehn Krankenbetten aufstellen. Das alles lege ich in die Hände meiner lieben Mutter, deren schönes Recht es ist, alle Schmerzen und alle Not zu lindern."

Die Königin umarmte ihren Sohn und dankte ihm mit Thränen in den Augen.

Noch stand König Ludwig ernst und tief bewegt da, seine Brust arbeitete in schweren Atemzügen, er schien etwas auf dem Herzen zu haben, das sich schwer loszuringen vermochte. Endlich sagte er:

„Ich muß es Dir bekennen, meine Mutter, daß ich es nicht ertragen kann, hier unthätig zu Hause zu bleiben, während mein Heer in begeisterter Kampfeslust hinauszieht, um Lorbeeren zu pflücken für die bayrischen Fahnen. Ich will mit hinaus, um bei meinen Truppen zu sein. Meine Gegenwart wird sie ermutigen, ich werde ihre Gefahren teilen. Da ich es nicht gelernt habe, selbst General zu sein," fügte er seufzend hinzu, „will ich wenigstens zusehen, wie sie kämpfen und siegen."

Prinz Otto hatte mit leuchtenden Augen zugehört.

„Ah, mein Bruder," rief er, „Du begreifst also jetzt, daß es unmöglich ist, zu Hause zu bleiben, wenn die bayrischen Fahnen dem Feind entgegenwehen?"

Die Königin war bei den Worten ihres Sohnes erschrocken, sie nahm seine Hand und zog ihn zu sich heran.

„Ich begreife Dein Gefühl," sagte sie, „es wäre wohl Unnatur, wenn es nicht in Deiner Brust sich regte, und dennoch, mein Sohn, bitte ich Dich von ganzem Herzen, mich anzuhören."

„Wann habe ich meine Mutter nicht gehört?“ fragte der König, — „sie, deren Herz so treu für mich schlägt wie kein anderes auf Erden?“

„Nun denn, mein Sohn,“ sagte die Königin, „gerade weil ich es treu mit Dir meine, mit Dir und mit unserem Hause, bitte und beschwöre ich Dich, bleibe hier — geh nicht zur Armee, so schwer es Dir auch werden mag.“

„Und warum nicht?“ fragte Ludwig; „soll der König weniger die Waffenpflicht üben als der geringste seiner Unterthanen?“

„Der König, mein Sohn, hat andere Sorgen und andere Pflichten,“ entgegnete die Königin; „wenn der König bei seiner Armee im Feld erscheint, so muß er ihr Feldherr sein; wo der König sich zeigt, darf kein anderer befehlen, oder des Volkes Gefühl wird irre werden an ihm. Du bist kein Feldherr, und durch die Verträge hast Du unsere Armee unter den Befehl des Königs von Preußen gestellt, in dessen Namen der Kronprinz das Kommando führt — Deine Gegenwart würde den Kronprinzen und Deine eigenen Generale lähmen. Der König darf nicht inmitten seiner Truppen ein freiwilliger Soldat ohne Amt und Recht sein. Bleibst Du hier, so wird jeder Sieg in Deinem Namen und zu Deinem

Ruhm erfochten werden. Du wirst es sein, der die Tapferen belohnt und der die Lorbeerzweige, die Dein Heer gebrochen, um Deine königlichen Fahnen windet. Bist Du dort, so wirst Du es nicht sein, der gesiegt hat, und Dein Heer wird sich gewöhnen, seinen König und Kriegsherrn in einer Seitenstellung zu sehen. Das darf nicht sein, mein Sohn. Darum beschwöre ich Dich, bleibe hier! So bleibst Du auf der Höhe, auf welcher des Königs Platz ist — dort würdest Du hinabsteigen — so weit hinabsteigen, wie es heute noch kaum zu ermessen ist."

Der König trat heftig mit dem Fuß auf den Boden, seine Hand spannte sich um den Griff seines Säbels.

Seufzend sagte Prinz Otto:

„Ach, mein Gott, Mama hat wohl recht — und doch hoffte ich schon, daß der König mich wohl mitnehmen würde, wenn er hinauszöge."

„Gab es," sprach die Königin weiter, „einen königlicheren König als Ludwig XIV. von Frankreich? Und doch war auch er kein Feldherr, und da er es nicht war und nicht sein konnte, ließ er seine Generale in das Feld ziehen, in seinem Namen siegen und zeigte sich seinen Truppen nur, um die Lorbeeren zu pflücken und die Tapferen zu belohnen.

Folge seinem Beispiel, mein Sohn, denn was er auch Deutschland Böses gethan, eins muß man ihm lassen, er verstand es, König zu sein, immer hoch über seinem Volke zu stehen und doch seines Volkes Geist in sich zu verkörpern."

Des Königs Blicke leuchteten auf.

„Du hast recht, meine Mutter," sagte er, die Hand der Königin küssend; „Du hast recht wie immer — ich bleibe der König meines Heeres, da ich nicht sein Feldherr sein kann."

„Aber Dein Bruder Otto," nahm die Königin wieder das Wort, indem sie dem Prinzen zulächelte, „hat mir das Versprechen abgenommen, für ihn zu bitten, daß Du ihm erlauben möchtest, ins Feld zu gehen."

„Er kennt ja meine Gründe," sagte der König fast unmutig, „und seine Gesundheit . . ."

„Ich habe mit den Aerzten gesprochen," fiel die Königin ein, „in diesem Augenblick bedarf er noch der Schonung und der Ruhe, aber sie sind der Meinung, daß ihm später wohl das frische Feld- und Lagerleben zuträglich sein und seine Gesundheit kräftigen möchte; darum schlage seine Bitte nicht ganz, nicht für immer ab."

„Nun, wir wollen sehen," sagte der König

lächelnd; „wenn Otto eine Fürsprecherin hat in unserer lieben Mama, dann wird er ja doch wohl endlich seinen Wunsch durchsetzen.“

„Und dann noch eins,“ sprach die Königin weiter. „Du weißt, daß nicht alle Prinzen unseres Hauses gedacht haben und gehandelt haben würden wie Du. Dein Großoheim Karl kann die Erinnerung an den unglücklichen Krieg von 1866 nicht vergessen und gilt vielen Mitgliedern unseres Hauses noch als Autorität. Man weiß das in Berlin ebenso gut, und auch hier im Volk gibt es immer noch Leute, welche denken wie sie.“

„Ich weiß es, meine Mutter,“ sagte der König traurig; „aber habe ich Macht über die Gedanken? Kann ich Einmütigkeit schaffen, wo sie nicht in den Herzen lebt?“

„Doch,“ erwiderte die Königin, „Du kannst es. — Diese Zeit erfordert gebieterisch Einmütigkeit und Vertrauen von allen Seiten, und wo sie nicht vorhanden sind, muß man wenigstens den Schein wahren. Sende Deinen Oheim, den Prinzen Luitpold, in das Hauptquartier des Königs von Preußen; es ziemt sich wohl, daß auch Bayern dort vertreten sei, damit Volk und Heer die volle Einmütigkeit sehe, und wie könnte unser Haus und die Armee besser vertreten

sein als durch Deinen fürstlichen Oheim und den Feldzeugmeister der Armee."

„Du hast recht, meine Mutter," sagte der König nachdenklich, „doch wird mein Oheim dazu bereit sein? Es widerstrebt mir, dem Bruder meines Vaters zu befehlen."

„Dein Wunsch wird genügen," sagte die Königin; „ich wüßte kaum, wie eine Ablehnung desselben möglich wäre; außerdem wird es Deinem Oheim vielleicht selbst erwünscht sein, den Krieg zu sehen und zugleich mit dem preußischen Hofe Fühlung zu finden."

Der König nickte freundlich seine Zustimmung, dann reichte er seiner Mutter den Arm, um sie in das Theezimmer zu führen. Hier wartete der kleine Dienst: der Flügeladjutant Major von Sauer, die Hofdame Gräfin Fugger und der Hofmarschall Graf Pappenheim, sowie der Adjutant des Prinzen Otto, der Major Keller von Schleitheim und dessen Ordonnanzoffizier, der Oberlieutenant von Branka.

Die Gesellschaft setzte sich zum Theetisch.

Der König war von außerordentlicher Liebenswürdigkeit gegen alle, wenn auch ein gewisser trüber Zug auf seinem Gesicht blieb. Prinz Otto zeigte eine fast ausgelassene, sprudelnde Heiterkeit — hatte

er doch nun die Hoffnung, seinen Wunsch erfüllt zu sehen und wenigstens nicht ganz unthätig zu Hause bleiben zu müssen, während die bayrische Armee im Felde stand. Zuweilen ergriff er ohne sichtliche Veranlassung die Hand seiner Mutter und drückte sie an seine Lippen.

Die Königin lächelte, denn sie verstand den Dank für ihre Fürsprache, welche bei dem König niemals erfolglos blieb.

„Es ist sehr zu bedauern," bemerkte Graf Pappenheim im Laufe der Unterhaltung mit einem verständnisvollen Blick auf die Königin, „daß so vielen von unseren braven Truppen der Wunsch unerfüllt geblieben ist, ein Bild ihres allerhöchsten Kriegsherrn mit in den Feldzug zu nehmen. Es sind fast keine ähnlichen Bilder von Seiner Majestät vorhanden, und die wenigen sind längst vergriffen."

„In der That," fiel die Königin ein, „Graf Pappenheim hat recht — gerade in diesem Augenblick solltest Du Deine Abneigung überwinden und ein neues Bild von Dir anfertigen lassen."

Dunkle Röte flammte in dem Gesicht des Königs auf. Seine Augen blitzten.

„Ich liebe das nicht," sagte er; „und," fügte er halb für sich hinzu, „seit ich zum letztenmal mein

Bild aufnehmen ließ, habe ich keine Neigung mehr, mich vor diese Maschine zu setzen, welche doch so oft nur trügerischen Schein zeigt, lächelnde Lippen, die des Herzens Falschheit verbergen."

„Und dennoch, mein Sohn, bitte ich Dich darum; auch ich möchte ein Bild von Dir haben gerade aus dieser Zeit, welche welthistorisch denkwürdig bleiben wird — man wird auch in künftigen Zeiten gern wissen mögen, wie der König damals aussah, als er seinen Willen und sein Wort hochherzig in die Wagschale warf für Deutschlands Ruhm und Größe. — Und noch eins," fuhr sie dann fort, „was damit zusammenhängt; es ist eine persönliche Bitte, die ich an Dich richte und hinter der, wie ich gewiß bin, ebenfalls der Wunsch des Volkes steht."

„Nun?" fragte der König fast ängstlich.

„Jene Bildhauerin ist hier, deren Porträtbüsten wegen ihrer Aehnlichkeit und künstlerischen Auffassung so viel Beifall finden; sie wünscht eine Büste von Dir zu modelliren, und ich, mein Sohn, wünsche Dein Bild in Marmor zu besitzen. Gewähre der Künstlerin eine Sitzung, Du wirst mir ein liebes und wertvolles Geschenk damit machen, und ich bin gewiß, daß das ganze Volk glücklich sein wird, mit Abgüssen eines solchen Kunstwerkes

seine Wohnungen zu schmücken von dem Palast bis zu den Hütten herab."

„Eine Sitzung," rief der König, „das ist entsetzlich — die Bildhauerin hat auch an mich geschrieben, ich habe es ihr abgeschlagen."

„So gewähre es für mich," bat die Königin.

Auch Prinz Otto ergriff die Hand seines Bruders und sah ihm bittend in die Augen.

„Jeder, der mich quälen will," sagte der König, indem er leicht die Achseln zuckte, „weiß den Weg zu meiner lieben Mama zu finden und sie zum Advokaten seiner Wünsche zu machen. So will ich denn morgen der Maschine mein Bild preisgeben, das man ein Lichtbild nennt und das eigentlich doch ein Schattenbild der menschlichen Gestalt ist, und ich verspreche auch, der Bildhauerin zu sitzen, wenn sie es nicht gar zu lang macht. Meine liebe Mama weiß ja, wenn ich ihr auch meinen Kopf in Marmor schenke, wie sie es wünscht, daß mein Herz immer für sie weiches Wachs sein wird."

Die Königin drückte mit glücklichem Lächeln die Hand ihres Sohnes.

Bald zogen sich die Herrschaften zurück, um nach dem bewegten Tage die Ruhe zu suchen.

Neuntes Kapitel.

Der König hielt sein Wort.

Er hatte am nächsten Tage schon eine photographische Aufnahme machen lassen und fuhr dann nach dem Atelier der vorerwähnten Bildhauerin, um derselben die erbetene Sitzung zur Modellirung seiner Büste zu gewähren.

Ueberall auf den Straßen wurde er jubelnd begrüßt, und als sein offener Wagen vor dem Hause der Künstlerin hielt, drängten die Vorübergehenden heran, um auch hier wieder dem Herrscher, dem alle Herzen entgegenflogen, ihre Huldigungen darzubringen.

Schnell grüßend flüchtete der König fast ängstlich in das Haus, wo ihm der vom Wagen gesprungene Lakai den Weg bis zu dem Atelier zeigte.

Der König öffnete die Thür und trat ein.

Er befand sich in einem hohen Raum, in welchen

reiches Oberlicht einfiel, das durch eine vor dem großen Fenster drapirte blaue Gardine ein wenig gedämpft war.

In dem Atelier herrschte jene phantastische Unordnung, welche die bildenden Künstler um sich zu verbreiten lieben — große Blattpflanzen waren hier und dort aufgestellt, Modellirungen aller Art befanden sich an den Wänden, und Marmorfiguren, einige erst halb vollendet, standen auf Gestellen und Postamenten umher.

Der König blieb betroffen stehen, denn das Atelier war leer; er hatte der Künstlerin die Sitzung ansagen lassen — er begriff es nicht, daß sie nicht da war, ihn zu empfangen.

Einen Augenblick zog sich seine Stirn unmutig in Falten, doch es mochte ja irgend eine verspätete Bestellung vorliegen, das mußte sich aufklären — man wußte ja im Hause, daß er da war, und so begann er die einzelnen Kunstwerke zu beschauen, indem er langsam an den Wänden hinschritt und bald den Blick wohlgefällig auf einer Figur ruhen ließ, bald an einer andern schnell vorüberging.

In der Nähe des großen Fensters, von der herabhängenden Gardine beschattet, stand auf einem Postament, zu welchem, einem Altar ähnlich, einige

Stufen hinaufführten, eine Statue in griechischem Gewande; ihre Arme waren wie sehnsüchtig ausgebreitet, das Haupt ein wenig geneigt, so daß man beim ersten Anblick nur die wallenden Locken sah.

Der König blieb betroffen stehen.

Die Statue hatte etwas Eigentümliches. Die Gewandung schien matt, als ob dem Marmor der Glanz fehle.

Er trat näher heran, das gebeugte Haupt zu betrachten.

Da schien es, als ob ein leichtes Zittern durch die Gestalt fliege.

Der König fuhr erschrocken zurück.

Die Statue beugte sich noch tiefer, die Arme öffneten sich, das Haupt richtete sich auf — der König sah lächelnde Lippen und große Augen, welche ihm aus dem bläulichen Schatten des Vorhangs entgegenblitzten.

Ehe noch der König sich von seinem grenzenlosen Staunen erholen konnte, stieg die Gestalt die Stufen des Postaments herab, sank zu seinen Füßen auf die Kniee nieder, hob die Hände zu ihm empor und sprach:

„Galathee erwacht unter Pygmalions belebendem Blick. Der König ist der Pygmalion der Kunst —

wo er erscheint, wo seines Auges siegreiche Blicke strahlen, da muß den Marmor lebenswarmes Blut durchströmen, da muß die schlummernde Kraft sich beleben zu edlem Schaffen, da muß das Ideal erwachen zu lebendiger Gestalt, dem Herrn und Meister zu huldigen."

Sie ergriff die Hand des Königs und drückte ihre Lippen auf dieselbe.

Schnell zog der König seine Hand zurück, aber mit Wohlgefallen ruhte sein Auge auf der zu seinen Füßen knieenden Gestalt in der edlen griechischen Gewandung, mit den leicht gepuderten Locken, welche das bewegte Gesicht mit den lebhaften Augen umflossen.

„Sie sind es, mein Fräulein?" fragte er; „Sie bereiten mir da in der That eine eigenartige Ueberraschung, einen Empfang, wie er noch nicht da war."

„Kann ich es anders, Majestät? Ist nicht die Künstlerin die Galathee, der die königliche Gnade schöpferisches Leben einflößt? — Konnte ich besser den Gedanken Form geben, die .meine Seele erfüllen, um meinem königlichen Pygmalion zu danken?"

„In der That," sagte der König, „das ist außergewöhnlich und sinnig! So müssen die Künstler

sein, die das Recht haben, ihre eigene Welt aufzubauen und in derselben auf ihre Weise zu leben im Verkehr mit den Idealen der Schönheit, während wir anderen armen Sterblichen durch die Alltäglichkeit mühsam uns hindurcharbeiten müssen. Doch stehen Sie auf, mein Fräulein, zu meinen Füßen ist kein Platz weder für die Dame noch für die Künstlerin."

Er zog sie empor.

Sie ließ ihre Hände in den seinen ruhen und blickte ihn wie träumend an.

„Wird es meiner Hand gelingen," sagte sie halb flüsternd, „den spröden Marmor zu zwingen, daß er sich bilde zu der olympischen Gestalt, in welcher Jupiter und Apoll sich vereinigen? — Ja," rief sie dann begeistert, „es wird mir gelingen! Wo das Ideal verkörpert mir in die Seele strahlt, da werde ich die Kraft finden, dem Stein Leben einzuhauchen und ihn zu erfüllen mit Majestät und Anmut. Dank, Majestät, Dank, daß Sie mir erlauben wollen, Ihr Bild zu formen — die Götter des Olymps werden meinen Meißel führen — Galathee wird ihres Pygmalions würdig sein — wie sie Leben von ihm empfing, so muß es ihr gelingen," fügte sie ganz leise hinzu, „dem Marmor warmes Leben einzuhauchen."

Der König zog seine Hände zurück.

„Ich hoffe," sagte er lächelnd, „Sie werden nicht zu viel von mir verlangen — ich muß Ihnen gestehen, daß das Modellsitzen mich peinigt und beängstigt."

„Modellsitzen?" rief die Künstlerin; „ist das Ideal ein Modell? — Ich bitte Eure Majestät, ganz nach Belieben Platz zu nehmen, sich zu bewegen, wie Sie wollen, und mir nur zu gestatten, daß ich mein Auge an Ihr Antlitz hefte, um den Geist zu erspähen, der in dieses Hauptes edler Bildung lebt."

Sie führte den König zu einem Lehnstuhl mit purpurnen Sammetkissen, der in der Mitte des Ateliers im vollen Licht stand; dann setzte sie sich ihm gegenüber und begann zu modelliren.

Aller Zwang war vom Gesicht des Königs verschwunden — die wunderbare Umgebung, die Marmorbilder an den Wänden, die Künstlerin im griechischen Gewande vor ihm — das alles mochte ihn in die klassische Welt längst versunkener Jahrhunderte zurückversetzen.

Ein glückliches Lächeln spielte um seine Lippen — er war ja immer glücklich, wenn er sich frei fühlte von dem Zwang der alltäglichen Welt, die ihn drückte und beengte und in welcher der Flügelschlag seines

idealen Geistes keinen Raum fand. Er begann immer freier und ungezwungener zu sprechen von den Idealen der Kunst, wie er sie sich vorstellte, die vom Himmel herabsteigen sollten, das Leben der Menschen auf Erden zu verklären und sie in Verbindung zu erhalten mit ihrer göttlichen Heimat, und die ja doch meist von den Menschen zurückgestoßen werden, welche es nicht vermögen, den Blick von der Erde aufzurichten im Jagen und Drängen der alltäglichen Sorge. Er sprach von der Aufgabe der Könige, diesen himmlischen Idealen Tempel zu bauen, in denen die müden und gedrückten Menschen sich erfrischen könnten in verjüngendem Seelenbade; er sprach auch von der Einsamkeit, zu der die Könige verurteilt werden auf ihrer Höhe, zu welcher so selten die Treue und die Wahrheit ihren Weg findet."

„Die Kunst, Majestät," sagte die junge Dame, während sie mit geschickter Hand jede Nuance in dem Gesicht des Königs bei der Modellirung festzuhalten suchte, „die Kunst ist treu und wahr, und wenn die Kunst Ihre Gefährtin ist in Ihrer Einsamkeit, so werden Sie immer neue Kraft finden für Ihr Herrscheramt, bald Blitze schleudernd und die Aegide schüttelnd, bald die Hand öffnend, um Tausende zu beglücken. Der König ist nicht einsam auf der

Höhe, denn er vermag es ja, diese Höhe über den Wolkennebeln zum Olymp zu gestalten und sich den Nektartrank von Hebes Hand reichen zu lassen."

„Das ist es," rief der König mit flammenden Blicken, „das ist es, was ich im Herzen trage in glühender Sehnsucht, was ich geglaubt habe zu finden," fügte er, tief aufseufzend, hinzu — „und dennoch habe ich immer nur Täuschung gefunden — Täuschung," flüsterte er ganz leise, „in der Freundschaft — Täuschung in der Liebe . . ."

„Wer zu dem König emporsteigen will," fiel sie ein, „muß darauf gefaßt sein, zu vergehen wie Semele in Jupiters Arm, und doch — welches Glück, einen Augenblick dem Gotte genaht zu sein, wenn man es auch mit der Vernichtung erkauft. Die Selbstsucht hat keinen Platz für Treue und Wahrheit, aber weil Eure Majestät Selbstsucht gefunden haben — wollen Sie darum zweifeln, auch wahre Treue und Hingebung zu finden?"

„Nein," rief Ludwig, „ich will es nicht! Immer wieder ja beugt sich das Ideal freundlich zu mir herab, einmal doch muß es mir gelingen, es zu erfassen und festzuhalten!"

Er versank einen Augenblick in tiefes Schweigen, dann begann er wieder heiter und vertraulich zu

plaudern von seinen Plänen, wie er darauf sinne, die harten Fesseln der Arbeit zu lösen und die Welt der Kunst auch allen denen zu öffnen, welche heute im Staube verkümmern, ähnlich wie es im alten Griechenland gewesen. Die Künstlerin regte ihn durch ihre Antworten und Bemerkungen zu immer freierem und lebhafterem Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen an, so daß er ganz vergaß, daß er hier sei, um für seine Büste Modell zu sitzen und in ungezwungener Bewegung ihr Gelegenheit bot, alle die so unendlich wechselvollen Nuancen in dem Ausdruck seiner edlen Züge aufzufassen.

Schon war fast eine Stunde über die festgesetzte Zeit verstrichen, als der König nach seiner Uhr sah.

„Bei Gott," rief er, „man erwartet mich. Ich habe Audienzen zu geben — die Ideale entfliehen — der Olymp entvölkert sich! Doch Ihnen, mein Fräulein, muß ich danken," sagte er aufstehend, „für diese Stunde, in der Sie mich so ganz vergessen ließen, daß ich eine Sitzung überstanden habe, vor der ich mich so sehr fürchtete."

„Apolls strahlender Glanz hat mir geleuchtet," antwortete sie, „und reiches Licht in meine Seele gegossen; ich bin glücklich, daß es mir gelungen

ist, Eure Majestät auf eine Stunde zu entführen in die heilige Ruhestätte der Kunst."

„Das ist Ihnen gelungen, mein Fräulein," sagte der König, indem er ihre Hand ergriff und an seine Lippen führte. „Lassen Sie sehen," fügte er lächelnd hinzu, „was Sie nach einem so unruhigen Modell gemacht haben."

Er wollte einen Blick auf die Arbeit der Künstlerin werfen.

Sie aber trat schnell vor und rief mit abwehrend ausgestreckten Händen:

„Nein, Majestät, nein! Nur die vollendete Arbeit dürfen Sie sehen! Wir armen irdischen Künstler können nicht mit einem Schöpfungswort unsere Gebilde ins Leben rufen — in mühsamer Arbeit müssen wir die Form zur Vollendung zwingen und unsere Arbeit muß unser Geheimnis bleiben."

„Auf Wiedersehen denn," sagte der König, „auf Wiedersehen morgen!"

„Auf Wiedersehen!" erwiderte die Künstlerin, sich tief verneigend, — „Galathee erwartet ihren Pygmalion!"

Noch einmal mit der Hand grüßend, ging der König hinaus.

Ganz glückstrahlend fuhr er nach der Residenz zurück, ringsum das ihm zujubelnde Volk grüßend.

Noch lebte er in seinem Traum, fast schien es ihm, als ob er die olympische Macht besäße, aus seinen Händen reines Glück über alle die Häupter auszugießen, die sich vor ihm neigten.

„Man soll der Bildhauerin, aus deren Atelier ich komme, ein Bouquet senden — ein Leibjäger soll es ihr sogleich bringen!“ befahl er seinem Kammerdiener Seif, als er in sein Zimmer zurückgekehrt war; „man soll die schönsten Blumen wählen, verstehst Du wohl, als ob es für mich selbst wäre.“

Seif verneigte sich.

Der König trat vor seinen Schreibtisch.

Auf demselben lag ein großer Strauß duftender Veilchen. Inmitten der blauen Fläche war von weißen Blüten ein L und eine Königskrone gebildet.

Erstaunt blickte der König auf die Blumen.

Wie in unwillkürlicher Bewegung hob er das Bouquet empor und sog den ihm besonders sympathischen Veilchenduft ein.

„Was bedeutet das — woher kommen diese Blumen?“ fragte er.

„Von einer Dame,“ erwiderte Seif zögernd und ein wenig verlegen.

„Von einer Dame?“ fragte der König, nun wirklich in hohem Grade verwundert; „und wer wäre das? — Ich wüßte wahrlich nicht, von wem ich eine solche Aufmerksamkeit zu erwarten hätte.“

„Majestät müssen mir verzeihen,“ erwiderte Seif, „die Dame bat mich so inständig, das Bouquet auf Eurer Majestät Tisch zu legen, daß ich nicht glaubte, die Bitte abschlagen zu sollen, und ich . . .“

„Und wer war es — wer war es?“ unterbrach ihn der König ungeduldig, indem er das Bouquet auf den Tisch warf.

„Es war, Majestät — es war,“ sagte Seif ängstlich, „die Gräfin Montera.“

Des Königs Augen blitzten drohend auf — schnell wechselten dunkle Röte und tiefe Bläße in seinem Gesicht.

„Die Gräfin Montera,“ rief er, „jene Freundin des . . .“

Er stockte.

„Des Herrn Wagner,“ sagte Seif.

Der König winkte heftig mit der Hand.

„Ich weiß — ich weiß — wie kam sie hieher — was wollte sie?“

Er ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Eure Majestät werden sich allergnädigst erinnern," sagte Seif, der über die heftige Bewegung seines Herrn erschrocken war, „daß die Gräfin öfter die Ehre hatte hier zu sein mit . . ."

Er stockte unter den drohenden Blicken des Königs.

„Mit dem Künstler," sagte er dann, „sie kennt die Wege in der Residenz — niemand hat eine Dame aufgehalten und nach ihrem Begehr gefragt, und so trat sie denn in mein Dienstzimmer."

„Was wollte sie?" rief der König, indem er abermals den Duft der Veilchen einsog und dann das Bouquet heftig von sich warf.

„Sie wollte . . ." erwiderte Seif, — „sie beschwor mich, Eure Majestät für sie um Gehör anzuflehen und diese Blumen für Eure Majestät hier zurechtzulegen, damit ich Gelegenheit hätte, auf Eurer Majestät Frage von ihr zu sprechen — Eure Majestät sehen, ich sage die volle Wahrheit."

„Du hast unrecht gehabt," sagte der König streng, „Du weißt, daß ich solche Wege nicht liebe, um Wünsche an mich zu bringen, am allerwenigsten, wenn solche Wünsche ungehörig und mir unangenehm sind. Die Gräfin muß ganz gut wissen, daß ich sie nicht mehr empfangen will — Du wirst also

hingehen und ihr dies sagen — höflich — wie Du willst, aber sehr klar und bestimmt."

Seif blieb zögernd stehen.

„Eure Majestät," sagte er, „kennen meine treue Ergebenheit und haben sich gewiß niemals darüber zu beklagen gehabt, daß ich es an pünktlichem und schnellem Gehorsam fehlen lasse, aber diesmal möchte ich dennoch allerunterthänigst bitten, sagen zu dürfen, daß die Gräfin außerordentlich erregt war; sie flehte mich an, alles aufzubieten, daß Eure Majestät sie einmal nur hören möchten — sie erklärte, daß sie vor Ihrer Schwelle sich niederwerfen würde, bis Eure Majestät über sie hinwegtreten, und sie war so außerordentlich erregt, daß ich wirklich fürchtete, sie möchte einen großen Eclat machen, der ja Eurer Majestät so sehr verhaßt ist. Nur aus diesem Grunde habe ich es gewagt, diese Blumen hieher zu legen und ihre Bitte an Eure Majestät zu bringen, und nur aus diesem Grunde wage ich es, Eure Majestät anzuflehen, daß Sie die Gräfin einen Augenblick hören möchten, damit hier nicht eine Scene stattfinde, die Aufsehen erregen und zu allen möglichen Auslegungen Veranlassung würde."

„Entsetzlich," rief der König, indem er heftig mit dem Fuß auftrat, „alles, was mich an jene Zeit

erinnert, ist mir schmerzlich und unangenehm verletzend zugleich! Das ist ein Zwang, der gegen mich ausgeübt werden soll — aber Du magst wohl recht haben, ich weiß ja, mein alter Seif, daß Du es immer gut mit mir meinst."

„O gewiß habe ich recht, Majestät — Eurer Majestät wird es gewiß gelingen, die Gräfin zu beruhigen und sie zu vermögen, daß sie sich ohne Aufsehen zurückzieht."

„Nun, nun," sagte der König, indem ein leichtes nervöses Zittern seine Hände durchzuckte, „so laß sie kommen — auch die Könige sind ja nie frei! — Solcher Zwang und solche Erinnerung nach der schönen Stunde olympischer Freiheit!" sprach er schmerzlich seufzend vor sich hin, während Seif schnell hinausging.

Nach einigen Augenblicken öffnete er die Thür einer schwarzgekleideten Dame, deren Haupt von einem weiten Spitzenschleier nach Art der spanischen Mantillas umschlungen war, und zog sich dann wieder zurück.

Die Gräfin Montera war eine Frau von einundzwanzig Jahren, in der vollen Blüte der üppigsten Schönheit; ihr Gesicht, von der zarten, leicht bräunlichen Färbung der Südländerinnen, zeigte den

klassischen, edlen Schnitt der Frauen von Andalusien; ihre vollen und doch feinen Lippen öffneten sich unter heißen Atemzügen über spitzen, perlweißen Zähnen; ihre ein wenig schräg geschnittenen Augen, von tief dunklem Schwarz, blickten wie feurige Sterne unter dem Schleier der langen Wimpern hervor, stolz flammend und süß lockend zugleich.

Der König erwiderte ihre tiefe Verneigung mit einem leichten, fast hochmütigen Kopfnicken und sagte kurz und kalt, ohne die verbindliche und ritterliche Artigkeit, die ihm sonst allen Damen gegenüber eigen war:

„Sie wählen einen eigentümlichen Weg, Frau Gräfin, um den Eintritt bei mir zu erzwingen!“

Die Gräfin trat näher, sie schlug mit einem thränenden Blick die Augen zu ihm auf und sagte, die Hände unter dem Spitzenschleier faltend:

„Ich habe jene zarten Blüten zu Fürsprecherinnen gewählt, die aus bescheidener Niedrigkeit ihre Düfte emporsenden. Wenn eine Spanierin, auf deren Wiege die Sonne Andalusiens schien, die bescheidenen Veilchen zu Boten wählt, dann müssen Eure Majestät wohl Mitleid haben, dann müssen Sie wohl glauben, daß die Sehnsucht nach diesem Augenblick unwiderstehlich in meinem Herzen gelebt hat. Eure Majestät

haben mich von Ihrem Angesicht verstoßen — mir ist der Zutritt zu meinem gnädigen König, der Sonne meines Lebens, verweigert. Ich habe es versucht, die Verbannung zu ertragen — es ist nicht mög=lich gewesen! Meine Seele verschmachtet und ver=welkt in dem Dunkel der Ungnade, die auf mir lastet — darum bin ich gekommen mit dem Mut der Verzweiflung, entschlossen, allem zu trotzen, um vor Eurer Majestät Angesicht zu dringen und Sie zu fragen, was ich verschuldet habe. Dem Verbrecher gibt man die Gründe seines Urteils, Eure Majestät werden es mir nicht verweigern, mir zu sagen, warum Sie mich verbannt haben, da Sie doch einst den Sonnenstrahl Ihrer Gnade mir zuwendeten."

Sie streckte ihre wunderbar schönen, alabaster=weißen Hände aus dem Spitzentuch hervor, ihre Ge=stalt schwankte, sie schien in die Kniee sinken zu wollen.

Der König nahm schnell ihre Hand und führte sie zu einem Sessel neben seinem Schreibtisch.

Sie wendete die Augen nicht von ihm ab, ihre Blicke schienen in seine Seele dringen zu wollen, als er mit tief ernster Miene vor ihr stehen blieb und sagte:

„Ich habe weder das Recht noch die Absicht gehabt, zu strafen."

„Gibt es," rief sie heftig, „eine härtere Strafe, als die Verbannung von Ihrem Angesicht?"

Der König schüttelte fast unmutig den Kopf, und ohne auf ihre Frage zu achten, fuhr er fort:

„Dennoch, Frau Gräfin, will ich Ihre Frage beantworten — ich will nicht, daß man mir launische Willkür vorwirft gegen Personen, die mir nahe gestanden haben, wie den Tyrannen des Altertums, mit denen man ja uns arme Könige heutzutage vergleichen möchte."

„O sprechen Sie, Majestät, sprechen Sie," rief die Gräfin, „und wessen man mich auch beschuldigt haben mag, es wird mir gelingen, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihrer Gnade niemals unwürdig geworden bin."

Nach einem kurzen Zögern sprach der König:

„Die Zeit, in welcher wir uns früher gesehen, Frau Gräfin, ist mir eine schmerzliche Erinnerung; der Mann, zu dem ich aufblickte wie zu einem Priester des Ideals, der so mächtig das Reich der Töne beherrscht und in die Menschenseele zu greifen versteht durch seine unsterblichen Schöpfungen, ist herabgesunken in meinen Augen von seiner Höhe durch Handlungen, die — die ich hier nicht beurteilen will."

„Und ich, Majestät," rief die Gräfin, „was kann ich dafür — soll ich büßen, was er verschuldet?"

„Sie haben Offenheit verlangt, Frau Gräfin — ich will offen sein," erwiderte er. „Ich habe es begriffen, daß Sie zu dem Meister der Töne mit liebevoller Hingebung aufblickten. Ich würde es begriffen haben, wenn Sie sich ihm für das Leben hingegeben hätten — und wenn Sie es auch im flammenden Rausche der Leidenschaft verschmäht hätten, dem Liebesbunde der Seele die Form zu geben, welche die Welt verlangt und welche sie so oft heuchlerisch zur Lüge macht. Aber," fuhr er mit strengem Ton, flüchtig errötend, fort, „daß Sie es mit solchen Gefühlen im Herzen mit ansehen konnten, wie jener an seinem Schüler und Freunde gehandelt, daß Sie dennoch in seiner Nähe bleiben konnten, mit einer andern teilen mochten, was jene nach meinem Gefühl zu besitzen kaum das Recht hatte, das, Frau Gräfin, habe ich nicht begriffen — und," fügte er mit einem Blick voll unendlicher Hoheit hinzu, „ich war nicht geneigt, die Lösung dieses Rätsels bei Ihnen zu suchen."

Immer weiter hatten sich die Augen der Gräfin geöffnet, während der König sprach; unwillig schüttelte sie den Kopf, dann blitzte es freudig in ihren schönen

Augen auf, heiße Glut strahlte aus ihren Blicken dem König entgegen.

Schnell stand sie auf und rief mit fast atemloser Hast:

„So haben Eure Majestät geglaubt, so glauben Sie, daß ich jenen Tondichter, dessen Namen Sie nicht aussprachen — daß ich ihn hätte lieben können, daß ich ihn geliebt habe?“

„Hätte ich unrecht, das zu glauben?“ fragte der König. „Wäre es nicht natürlich, daß eine Frau wie Sie den Meister liebt, der die Tiefen ihrer Seele zu bewegen versteht!“

„O mein Gott,“ rief die Gräfin, „jetzt verstehe ich — welches Licht leuchtet aus dem Dunkel auf! — Nein,“ sagte sie dann, indem sie noch näher zu dem König herantrat, „nein, Majestät, so war es nicht — bei Gott, so war es nicht! Daß ich seine Schöpfungen bewunderte, das war wohl natürlich — sollte ich nicht empfinden, was der König empfand? Wenn ich seine Töne hörte, so träumte ich mir wohl den Apoll, der zur goldenen Leier sang, aber dieser Apoll hatte nicht *seine* Gestalt! Nein, Majestät, ich liebe ihn nicht — ich habe ihn nie geliebt — niemals hätte ich ihn lieben können, ihn, der dem Reich der Töne gebieten mag, aber

wahrlich nicht gemacht ist, das Herz einer Frau in Sehnsucht schlagen zu lassen."

Sie legte ihre Hand wie beteuernd auf ihre Brust und wiederholte:

„Ich habe ihn nicht geliebt — ich liebe ihn nicht, denn ich kann nicht lieben!"

Unter ihren halb gesenkten Wimpern hervor traf den König ein Blick, der an der flammenden Sonne des Südens entzündet zu sein schien.

„Dann, Gräfin," sagte der König mit offener Herzlichkeit, indem er ihre Hand ergriff und galant küßte, „dann verzeihen Sie mir — dann habe ich Ihnen unrecht gethan, dann ist es doch gut, daß Sie mir Gelegenheit gaben, dieses Unrecht wieder gut zu machen!"

Ihre Wangen glühten, ihre Augen schlossen sich einen Augenblick, um dann noch heißer aufzuflammen, als des Königs Lippen ihre Hand berührten.

„Ich kann ihn nicht lieben," sagte sie, „ich könnte ihn nicht lieben, und wäre er tausendmal mehr zur Liebe geschaffen gewesen — ich könnte es nicht — weil in meinem Herzen kein Platz ist für irgend ein anderes Bild neben dem einen, das mich ganz erfüllt, dem all mein Denken und Fühlen gehört und das selbst in meine Träume hinein brennende

Sehnsucht trägt, — neben dem einen Bilde, das ich so lange voll Schmerz und Verzweiflung in der Ferne suchen mußte und das jetzt endlich wieder in lebendigem Licht mir entgegenstrahlt."

Sie sank in die Kniee.

Aus ihrem Spitzenschleier streckte sie ihre schlanken, schimmernden Arme hervor; sie ergiff des Königs Hand und küßte sie mit ihren brennenden Lippen.

Erschrocken trat der König zurück.

„Ich verstehe Sie nicht, Gräfin — lassen Sie es genug sein — ich habe Ihnen Unrecht gethan — alles sei vergessen!"

„Vergessen?" rief sie, seine Hand ergreifend und fast gewaltsam wieder zu sich heranziehend. „Vergessen das höchste Glück der Erde, das leuchtend aus den Tiefen der Sehnsucht emporsteigt? Nein — niemals soll die Vergessenheit meiner Liebe nahen — meine Liebe soll für alle Ewigkeit allein meinem König, meinem Gott gehören!"

Der Spitzenschleier fiel zurück, ihre vollen schwarzen Locken fielen über ihren schlanken Hals und ihre blendenden Schultern herab; sie umschlang den König mit ihren Armen und schmiegte ihr Haupt an ihn — ihre halb geöffneten Lippen quollen ihm entgegen — eine Flut von Liebe ergoß sich aus ihren Augen.

In heftiger Bewegung machte sich der König von ihr los und trat schnell zurück. Unmutig blitzte es in seinen Augen auf, ein heftiges Wort schien auf seinen Lippen zu schweben, aber schnell dann nahmen seine Züge den Ausdruck herzlicher Teilnahme an.

Ernst, aber mit milder Freundlichkeit sagte er:

„Die Liebe der Gräfin Montera ist ein Geschenk, das vielleicht seinesgleichen nicht auf Erden hat, und ein solches Geschenk soll nur dem gegeben werden, der es in seinem vollen Wert zu würdigen vermag. Eine so kostbare Blüte gehört dem Frühling, und mein Frühling, Gräfin, ist vorüber, erstorben unter dem frühen Frost der Täuschung! Vielleicht wäre ich solchem Glück empfänglich gewesen, wenn es mir früher erschienen wäre! Jetzt ist es zu spät, Gräfin, mein Herz ist tot, der Reif in der Frühlingsnacht hat es getötet.“

Die Gräfin sprang auf, sie erfaßte beide Hände des Königs und rief:

„Die Liebe hat die Macht, den Tod zu überwinden — meine Liebe ist stark genug, Ihr Herz zu erwecken zu neuem Leben, und heiß genug, um aus winterlichem Eis Flammen schlagen zu lassen! O mein König, mein geliebter Herr, ich will um Dein Haupt allen Wonnereiz der Sagen und Märchen

weben, der griechischen Aphrodite will ich den Gürtel aller Liebesreize entwinden, den berauschenden Feuertrank der Märchenvenus im Zauberberge will ich Dir reichen — ich will Dich die Wirklichkeit, die hart und fremd Dir entgegentritt, vergessen lassen in meinen Armen — ich will mich aufschwingen mit Dir zu der Sterne lichter Klarheit — nimm mich, mein König, daß mein Leben sich erschließe zu seiner schönsten duftigen Blüte an Deinem Herzen!"

Sie umschlang ihn mit ihren Armen, eine Wunderwelt voll märchenhafter Wonne schien ihn aus ihren Augen zu grüßen; ihr glühender Atem streifte seine Wangen; flammende Glut schien von ihr auszuströmen, als ob sie wirklich die Kraft hätte, starre Eiseskälte zu lodernden Flammen zu entzünden.

Aber in den Augen des Königs war nichts anderes zu lesen als tiefes, inniges Mitleid — wieder machte er sich von ihr los, und diesmal trat er weit hinter seinen Schreibtisch zurück und sagte fast traurig:

„Es ist zu spät, Gräfin, bei Gott, es ist zu spät! Mag der Liebe Zauberkraft Eis und Schnee entzünden, eines vermag sie nicht: eine zertretene Blume wieder aufblühen zu lassen. Diese Stunde sei begraben, ihre Erinnerung wird nur in der Tiefe

meines Herzens leben — niemals aber wird sie über die Lippen treten. Ich bin Ihr Freund für immer, bleiben Sie meine Freundin! Weil ich den unschätzbaren Wert Ihres Geschenks kenne, kann ich und darf ich es nicht annehmen."

Die Gräfin sah ihn starr an. Die Liebe ist scharfsichtig — mehr noch als seine Worte überzeugte sie sein Blick, daß alle Hoffnung verloren sei.

Ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust; sie fuhr mit den Händen über ihre Stirn, als ob sie einen betäubenden Rausch verscheuchen wolle.

Hastig hüllte sie sich in ihren Spitzenschleier so dicht ein, daß nur das totenbleiche Gesicht mit den unheimlich blitzenden Augen sichtbar blieb.

„Verzeihung, Majestät," sagte sie mit dumpfer Stimme, „ich war wahnsinnig! Eine Verblendung riß mich fort — ich bitte Sie, dies alles zu vergessen!"

„Vergessen?" sagte der König, „nein, Gräfin, ich will es nicht vergessen, daß Sie mich Ihres höchsten Vertrauens wert hielten — leben Sie wohl!"

Er nahm ihre Hand, sie widerstrebte ihm nicht, aber ihre Hand war kalt wie Eis und starr wie Marmor.

Betroffen ließ er sie los.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Gräfin verbeugte sich tief und eilte, ohne ein Wort zu sprechen, ohne die Augen zu ihm aufzuschlagen, davon.

Der König sah ihr traurig nach.

„Das war ein Irrlicht irdischer Glut, nicht die reine Flamme, die ich gesucht habe, die ich gefunden glaubte und wieder verlor. Solche Glut lockt und versucht mich nicht — könnte ich damit des Herzens Sehnsucht nach dem Glück stillen oder betäuben — vielleicht wäre es besser. Doch nein, nein," rief er dann ganz glücklich, „ich habe ja heute wieder eine Stätte gefunden für den Dienst des Ideals, dem ich nachstreben werde, so lange ich im Schatten des irdischen Daseins wandle."

Der Kammerdiener Seif trat ein. Er war bestürzt und sagte mit unsicherer Stimme:

„Eure Majestät sind wohl sehr hart gegen die Gräfin gewesen?"

„Nein," erwiderte der König, „ich habe mich überzeugt, daß ich ihr Unrecht gethan und habe ihr dies Unrecht abgebeten — wir sind als gute Freunde geschieden."

„Als gute Freunde?" rief Seif. „O Majestät, nein — das ist unmöglich — die Gräfin kam schwankenden Schrittes durch das Vorzimmer — ehe

sie hinausging, wendete sie sich noch einmal um — sie erhob wie drohend die Hand — von ihren Lippen klang es wie das Zischen der Schlange — und ihr Blick — o, wenn Eure Majestät diesen Blick gesehen hätten — ich kann ihn nicht vergessen . . .“

Und mit entsetztem Ausdruck sah er sich nach der geschlossenen Thür des Vorzimmers um.

„Laß sie gehen, Seif,“ sagte der König, „ich sage Dir ja, wir sind als gute Freunde geschieden; in einer Stunde wird der Kriegsminister kommen, bis dahin will ich niemand sehen.“

Seif ging hinaus.

Der König vertiefte sich in seine Arbeit, der er in jenen ernsten und bedeutungsvollen Tagen mit doppeltem Eifer sich hingab.

*

Am nächsten Morgen war die Sitzung für die Modellirung der Büste des Königs um dieselbe Zeit wie am Tage vorher angesetzt, aber schon eine Stunde früher hatte der König die morgens eingegangenen Sachen mit seinem Kabinetssekretär erledigt und bestellte seinen Wagen.

Er hatte vorher schon ein frisches Bouquet von den edelsten Blumen befohlen, ließ dasselbe von

Seif in den Wagen legen und fuhr nach der Wohnung der Künstlerin, in welcher er sich gestern so glücklich von der alltäglichen Wirklichkeit losgelöst gefühlt hatte.

Schnell eilte er zu dem Atelier; er öffnete die Thür und trat ein — es war ja keine Indiskretion, die Künstlerin in ihrer Arbeitsstätte zu überraschen.

Betroffen blieb er stehen.

In der Mitte des Ateliers sah er auf einem kleinen Tabouret eine weibliche Gestalt sitzen, welche sich über eine Modellirarbeit gebeugt hatte.

Der König erschrak — fremden Personen zu begegnen, war ihm gerade in diesem Augenblick peinlich.

Schon wollte er sich schnell wieder zurückziehen, als die Gestalt sich erhob und ihm mit einem Ausdruck der Ueberraschung und des Schreckens entgegentrat.

Diese Gestalt, welche er für eine Dienerin der Künstlerin halten mochte, trug ein zerknittertes Unterkleid und über die Brust ein wollenes Umschlagtuch gewickelt. Die Haare steckten in Papilloten — es war ein Negligé von äußerst geringer Eleganz und einer Unordnung, welche in diese Umgebung nicht zu passen schien; dazu hatte die Person, welche, halb

von dem Vorhang beschattet, dem König entgegentrat, eine Cigarre im Mund und blies eben eine große blaue Wolke von sich.

„Das Fräulein ist nicht hier?“ fragte der König, indem er eine Bewegung machte, das Zimmer wieder zu verlassen.

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß Sie mich noch im Negligé finden,“ klang es unter den gesenkten Papilloten hervor, „die Sitzung war erst für eine Stunde später angesagt — es muß ein Mißverständnis sein — sogleich werde ich zu Eurer Majestät Befehl stehen!“

Bei dem Ton dieser Stimme zuckte der König zusammen — er trat einen Schritt vor und erkannte die Züge der Künstlerin, welche, um an ihm vorbei nach der Thür zu gehen, in das volle Licht getreten war.

Noch hielt sie die Cigarre in der Hand, deren Dampf sie wie ein bläulicher Nebel umringte.

Der König blieb starr stehen, entsetzt blickte er auf das Kostüm, welches das griechische Gewand der Galathee vom Tage vorher ersetzte, und auf die noch rauchende Cigarre.

Das Bouquet, das er in der Hand trug, fiel zu Boden.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er mit

unsicherer Stimme, „ich habe mich in der That geirrt, es war wirklich ein Mißverständnis.“ Und schnell eilte er, mit flüchtigem Gruß hinausstürmend, die Treppe hinab und fuhr nach der Residenz zurück.

Noch an demselben Tage traf er alle seine Anordnungen, um nach Erledigung der notwendigsten Regierungsgeschäfte die Residenz verlassen zu können.

Wenige Tage darauf reiste er nach Hohenschwangau ab.

Als er auf den Balkon vor seinem Zimmer trat und im Sternenschimmer die Berge liegen sah, welche um das Königsschloß die Wache hielten, da breitete der König die Arme aus und rief:

„Bei den Menschen ist das Ideal nicht zu finden, in der ewigen göttlichen Reinheit lebt es nur, in dem heiligen Tempel der Natur! Hier will ich es suchen, festhalten und anbeten — hier will ich Kraft und Begeisterung schöpfen, um des Lebens Kämpfe und Täuschungen zu ertragen!“

Der Nachtwind strich von den Bergen herab durch die Locken des Königs und kühlte seine heiße Stirn — die Berge sandten ihm ihren Gruß, die Sterne leuchteten hoch herab in die Augen des jungen Herrschers, der so früh schon dahin gekommen war, Glück und Frieden nur in der Einsamkeit zu suchen.

Zehntes Kapitel.

Die große Entscheidungsschlacht war geschlagen, das Kaiserreich war bei Sedan vernichtet. Napoleon selbst hatte seinen Degen dem König Wilhelm zu Füßen gelegt, und einen Augenblick glaubte die Welt, daß nun der Krieg zu Ende sei, bis die aus den Trümmern des Kaiserreichs aufgewachsene Republik ihren Verzweiflungskampf gegen Deutschland begann.

Auch nach Beuerwald hin rollte die große Woge der Weltgeschichte, welche den stolzen Thron der Napoleoniden hinweggespült hatte, und die Politik, welche sonst so wenig in die Berge hineindrang, beschäftigte jetzt alle Gemüter.

In die stolze Siegesfreude mischte sich aber bange Sorge; denn die Söhne aus etlichen Häusern standen im Feld, und jedesmal, wenn eine große Schlacht geschlagen war, bangten die Herzen der

Eltern, und auch manche junge Dirne sah abgehärmt und verweint aus, bis endlich dann gute Nachrichten von den Abwesenden kamen.

Noch war keiner von den jungen Burschen aus Beuerwald gefallen oder schwer verwundet, aber das half ja nichts gegen die Angst, die in jeder Zeitungsnachricht neue Nahrung fand.

Als nun endlich die Kunde von dem gewaltigen Ringen bei Sedan eintraf, da erbebten alle Herzen von neuem, denn man las ja, daß gerade die Bayern in scharfer Aktion gewesen seien und die Stellung der Franzosen bei Bazeilles mit heldenmütiger Tapferkeit und unter schweren Verlusten genommen hätten.

Wenn abends im Wirtshaus, wohin jetzt auch die häuslichsten und sparsamsten Bauern öfter als sonst gingen, die Zeitungen gelesen wurden, wenn der Pfarrer Martel in einfachen, klaren Worten, aber mit bewegter Stimme und oft mit feuchtschimmernden Augen erläuterte, was Gott Großes am deutschen Volke gethan und wie er in seinem Gericht dahergefahren sei über den hochmütigen Franzosenkaiser, wenn dann alle Wangen glühten und laute Juchzer aus der Brust der Zuhörer emporstiegen, dann drückte sich wohl der eine oder der andere still beiseite, um aus dem froh bewegten Kreise nach

Hause zurückzukehren und mit den Seinen des fernen Sohnes zu denken und den Himmel anzurufen, daß er ihn gesund zurückführen möge in die Heimat.

Auch der Alisi hatte lange nichts von sich hören lassen. Anfangs waren mehrere Briefe gekommen an seinen Vater, in denen er schrieb, daß es ihm gut ginge und daß er bei Wörth und Weißenburg und wo er sonst im Gefecht gewesen, gut davongekommen sei.

Auch an Maria Borischa hatte er geschrieben. Der Rüdenbauer hatte die Briefe zurückweisen wollen, aber seine Tochter war jedesmal schnell zur Hand gewesen, wenn der Landpostbote kam; sie hatte den Vater mit ihren großen Augen halb bittend, halb drohend angesehen, und es schien, als ob der Alte diesem Blick nicht widerstehen könnte, denn murrend hatte er sich zurückgezogen, ohne ein Wort weiter gegen die Bestellung der Briefe an seine Tochter zu sprechen.

Der Alisi verstand es so gut, zu schreiben, besser als die Maria Borischa; er erzählte von seinem Leben und seinen Kämpfen, von seiner Treue und von seiner Hoffnung auf Gottes Beistand; aus jedem Wort klang seine Liebe hervor und seine Briefe waren für Maria Borischa das herrlichste Gedicht, das wie

die Orgeltöne bei der heiligen Messe in ihre Seele hineinklang.

Die Briefe lagen in ihrem Gebetbuch, sie las dieselben am Morgen und am Abend vor der Andacht; sie nahm sie mit sich, wenn sie das Grab ihrer Mutter besuchte und las dort all die lieben Worte leise noch einmal — sie wußte sie alle auswendig, und wenn sie dann am Abend nach dem Flußufer hinging zu der Stelle, wo sie mit dem Alisi zuerst sich zusammengefunden hatte in heiß aufflammender, wortloser Liebe, dann flüsterte sie wohl diese teuren, heiligen Worte zu den Sternen hinauf und hinab zu den Wellen des Flusses — das waren ja die einzigen Vertrauten, die sie in der Welt hatte.

Der alte Breitlinger lebte still und ruhig in der Buschmühle, er trug sein Schicksal in frommer Ergebung.

„Der Herr hat es gegeben — der Herr hat es genommen," sagte er mit wehmütigem Lächeln, und um den Alisi war ihm nicht bange, daß er sich durch die Welt schlagen würde, wenn ihn der liebe Gott nur glücklich aus dem Kriege zurückführte.

Der Rübenbauer war seit der Nacht des Haberfeldtreibens noch unnahbarer wie je zuvor und nahm

seine Rache für den Schimpf, der ihm widerfahren, an allen, die er erreichen konnte; er drängte das Gantverfahren gegen den Breitlinger, so eifrig er es vermochte. Freilich ging das Landgericht in Tölz um so langsamer vor — die Richter erkannten wohl die feindselige Absicht des Buchlechner und wollten dem so hart getroffenen Ulmenbauer jede mögliche Zeit gewähren; auch hatten der Buschmüller und andere der ersten Bauern alle erdenklichen Schritte gethan, um für den Breitlinger Geld aufzutreiben, aber trotz der Sicherheit, welche der Ulmenhof bot, war das alles bei den Kriegszeiten vergeblich gewesen, und es mußte doch bald zu dem Verkauf des Ulmenhofs kommen, der dann ohne Zweifel dem Rüdenbauern als Hauptgläubiger zufallen mußte.

Auch gegen alle anderen im Dorfe, die noch im Schuldbuch des Rüdenbauers standen, war dieser mit unerbittlicher Härte vorgegangen, denn er machte das ganze Dorf verantwortlich für das Haberfeldtreiben und hatte, wenn der eine oder der andere ihn um Nachsicht bat, nur grimmiges Hohnlachen zur Antwort.

Zwar konnte er seine anderen Schuldner nicht umstürzen wie den Breitlinger, aber alle wurden schwer geschädigt, denn sie mußten entweder die

Schuldbeträge von Wucherern beschaffen oder dem Rüdenbauer ihre besten Aecker und Wiesen verschreiben, und diesmal rechnete er keinen gerechten Kaufschilling, sondern drückte sie den in die Not Getriebenen zu Spottpreisen ab.

Freilich entging ihm dadurch auch die Macht, welche er bis dahin über die Bauern gehabt. Nachdem das Aeußerste geschehen, war jede Scheu vor ihm verschwunden, Spott und Verwünschungen folgten ihm überall, wo er sich jemals zeigte, und wenn er seine Felder besuchte, führte er stets an einer Handkette den ihm seit der Nacht des Haberfeldtreibens noch übrig gebliebenen Fanghund mit sich, um durch das drohende Tier jeden ihm Begegnenden in weite Entfernung zurückzuscheuchen.

Einige Zeit war seit der Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Sedan vorübergegangen, und immer noch war keine Nachricht von Alisi gekommen, weder an den Breitlinger noch an Maria Borischa. Die Verlustlisten langten immer erst spät an und waren auch oft ungenau.

Sorge und Unruhe erfüllten den Vater und die Geliebte des Abwesenden.

Maria Borischa hatte auf die Gefahr hin, den äußersten Zorn ihres Vaters zu erregen, den

Buschmüller auf der Straße angeredet und nach dem Alisi gefragt, aber sie hatte auch von ihm keine tröstlichen Nachrichten erhalten, und in banger Unruhe hatte sie von neuem auf dem Grab ihrer Mutter für den Geliebten gebetet, und unruhige Träume quälten sie, ohne daß ihr, wie das sonst wohl der Fall war, klare Bilder sich zeigten — sie hatte nur das dunkle und unbestimmte Gefühl, daß die schwere Wetterwolke, welche sie früher schon am Horizont der Zukunft gesehen, jetzt über ihrem Haupte stehe. So ging sie wiederum hinaus nach dem Ufer des Flusses, um unter der alten Buche von dem Alisi zu träumen und zu versuchen, ob sie in der Schrift der Sterne nicht eine tröstliche Botschaft zu lesen vermöchte.

Es war ein schöner, klarer Herbstabend, der frische Hauch des Windes kräuselte die Wellen und rauschte leise durch die Baumkronen.

Hell funkelten die Sterne vom Nachthimmel herab, aber Maria Borischa vermochte auch bei den ewigen Himmelslichtern, den freundlichen Vertrauten ihrer Kindheit, keinen Trost und keine Beruhigung zu finden — vielleicht, weil ein trüber Thränenschleier ihren Blick verhüllte.

Immer dichter wurde der Schleier, sie drückte

ihr Gesicht in die Hände und Thränentropfen rannen durch ihre schlanken Finger.

Das dumpfe Leid in der langen Einsamkeit hatte die Kraft des einst so frischen, mutigen Mädchens erschöpft.

Da plötzlich hörte sie ein Knacken der Zweige.

Mehr verwundert als erschreckt blickte sie auf, und unmittelbar am Rande des Gebüsches zeigte sich ihr eine wundersame Erscheinung.

Ein hoher, schlanker Mann stand vor ihr. Sein lockiges Haupt bedeckte ein kleiner Hut, ein grüner Jagdrock von eigentümlichem Schnitt umschloß seine feine und edle Gestalt, glänzende Reitstiefel mit goldenen Sporen reichten bis zu den Knieen herauf — es war eine Gestalt wie aus den Märchen, die sie als Kind von ihrer Mutter gehört hatte, und der Märchenwelt schien auch das wunderbar schöne bleiche Gesicht mit den großen tiefblauen Augen anzugehören, in denen die Strahlen der Sterne wiederglänzten — dies kindlich reine und doch so stolze, gebietende Antlitz schien wie von innerem Glanz durchleuchtet.

So hatte sie sich wohl in den kindlichen Träumen die Geister des Lichts gedacht, welche auf die Erde herabstiegen, den armen Menschen in ihrer Not und Bedrängnis zu helfen.

Dieser Mann, der kaum dem Jünglingsalter entwachsen schien, trug auf seinen Armen ein kleines, etwa fünf- bis sechsjähriges Mädchen in einem zerrissenen Kleid von grobem Leinenstoff.

Das hübsche Gesicht des Kindes war bleich und verkümmert, seine Haare hingen aufgelöst um den Kopf, den es, wie von Müdigkeit erschöpft, an die Schulter des Mannes lehnte.

Der Fremde schien einen Augenblick ebenso erstaunt wie Maria Borischa, auch ihm mochte das wunderbar schöne Mädchen, an dessen Hals ein Kreuz mit großen Edelsteinen strahlte, wie ein Märchenbild erscheinen.

Bald aber trat er näher und sagte mit weicher, wohltönender Stimme, die so ganz anders klang als die Sprache der Leute aus der Gegend.

„Grüß Euch Gott, schöne Jungfer — es ist ein Glück, daß ich Euch hier finde — Ihr könnt mir helfen, ein gutes Werk zu vollenden!“

„Gern, Herr,“ erwiderte Maria Borischa, welche wie gebannt in das edle, stolze Antlitz des Fremden blickte, der sich voll inniger Teilnahme über das in seinen Armen ruhende Kind hinbeugte; „ein gutes Werk zu thun, soll der Mensch immer bereit sein, und wenn man selbst Kummer im Herzen hat,“

fügte sie seufzend hinzu, „so thut man es um so lieber — es ist ja genug, wenn man selbst weint, und das Herz wird leichter, wenn man anderer Thränen trocknen kann.“

„Seht her,“ sagte der Fremde mit fast verlegener Miene, „dieses arme Kind — ich fand es im Gebirge, es hatte sich verstiegen auf einem Haug und konnte nicht herab, da bin ich hinaufgeklettert und habe es geholt — es war die höchste Zeit, die arme Kleine wäre zu Grunde gegangen — seit zwei Tagen, sagte sie, sei sie schon im Walde verirrt gewesen, nachdem sie von Haus fortgeschickt war, um Schwämme zu suchen. Ich habe ihr keine Erquickung bieten können, da ich nichts bei mir habe. Auch ich war vom Weg abgekommen und suche nun nach einem Ort und freundlichen Menschen, denen ich das Kind übergeben könnte. Es hat wohl den Namen seiner Eltern genannt, aber darnach habe ich keine Zeit zu forschen — es mag wohl von weiter her zu Hause sein. Wollt Ihr das arme Mädchen nehmen und für sie sorgen, bis ihre Heimat erforscht ist? Es soll Euer Schade nicht sein,“ fügte er schnell hinzu, als Maria Borischa sinnend den Kopf neigte, „Kost und Pflege für meinen kleinen Schützling soll reichlich bezahlt werden.“

„O Herr," rief Maria Borischa, indem flammende Röte in ihrem Gesicht aufschlug, „glaubt nicht, daß ich daran gedacht habe und darum mit meiner Antwort zögerte, aber ich weiß nicht sogleich, wie ich Euern Wunsch erfüllen soll; mein Vater ist ein harter Mann und ist jetzt zornig gegen alle Welt und gegen mich auch; er weist alle Armen von seiner Thür, und da fürchte ich, er möchte wohl der armen Kleinen da die Aufnahme versagen; aber wenn Ihr nur mit hinabkommen wollt nach Beuerwald, da gibt es wohl der Häuser genug, die sich Eurer Bitte öffnen möchten!"

„Nein, nein," rief der Fremde, „ich will nicht nach dem Dorf, ich will mich nicht den Leuten zeigen — nehmt Ihr dies Kind — ich bitte Euch darum — bringt es unter!"

„So seid Ihr wohl gar —" fragte Maria Borischa.

Sie brach ab, indem sie einen prüfenden Blick über die Gestalt des unbekannten Mannes gleiten ließ.

„Und wer meint Ihr, daß ich wäre?" fragte dieser unruhig.

„Einen Augenblick ging mir durch den Kopf," erwiderte sie, „daß Ihr ein Pascher sein möchtet, da Ihr so sehr fürchtet, in das Dorf zu gehen und Euch den Leuten zu zeigen. Doch nein," sagte sie

dann lächelnd, „so tragen die Pascher sich nicht — Ihr mögt wohl ein herrschaftlicher Förster sein —“

Der Fremde lachte hell auf.

„Ein Pascher!“ rief er. „Nein, nein, seid ruhig, das bin ich nicht, aber ich möchte doch lieber nicht in das Dorf dort hinein, also nehmt das Kind und bringt es unter, wo Ihr könnt.“

„Es geht nicht, Herr, es geht nicht,“ sagte Maria Borischa; „was würde mein Vater sagen, wenn ich mit einem fremden Kinde von Haus zu Haus ginge, er würde noch zorniger werden, als er schon ist, und ich möchte doch so gern seinen Zorn besänftigen. Doch halt,“ unterbrach sie sich selbst, „hier auf der Höhe hinter dem Dorf — es ist nur eine Viertelstunde zu steigen — da wohnt die alte Kräuterhanni; die Leute fürchten sie wohl, weil sie mehr weiß als andere, aber ich habe noch nie gehört, daß sie irgend jemand etwas Böses gethan; sie ist arm, aber sie wird, glaube ich, wohl dem Kind Unterkommen gewähren, bis seine Heimat entdeckt ist.“

„Das ist recht, das ist recht,“ rief der Fremde, „laßt uns dorthin gehen — nicht wahr, Ihr werdet mir den Weg zeigen?“

„Wohl ist es schon Abend,“ erwiderte Maria Borischa, „aber der Vater fragt nicht darnach, ob

ich früher oder später heimkehre, und mag es auch wohl nicht ziemlich sein, mit einem Fremden abends durch den Wald zu gehen, so habe ich doch zu Euch Vertrauen, Herr, Ihr müßt ja gut und fromm sein, da Ihr ein verstiegenes armes Kind gerettet habt und auf Euren Armen tragt."

„Ich danke Euch für Euer Vertrauen," sagte der Fremde herzlich, „das Vertrauen ist ja so selten zwischen den Menschen auf Erden, und mir begegnet es nicht gar oft. Kommt also, Ihr könnt unter eines Engels Schutz nicht sicherer sein als bei mir!"

„Hier geht's hinauf," sagte Maria Borischa, indem sie auf einen schmalen Weg deutete, der aufwärts zum Berge führte.

Da hörte man den Tritt von Pferdehufen, und am Rande des Gehölzes erschien ein Reitknecht in hellblauer Livree, welcher zwei Pferde vorsichtig den Abhang hinabführte.

Beim Anblick des Fremden blieb er stehen und nahm den Hut ab.

„Herr," sagte Maria Borischa erstaunt, „sind das Eure Pferde — dann seid Ihr wohl ein Herrischer — wohl gar der Graf selbst, der dort über den Bergen sein Schloß hat?"

„Nein, nein," sagte der Fremde, „ich bin kein

Graf — ich gebe Dir mein Wort darauf — laß uns hinaufgehen und das Kind zu seiner Pflegerin bringen. — Warte hier mit den Pferden — ich komme gleich wieder hinab!“ rief er dem Reitknecht zu und folgte dann dem jungen Mädchen auf dem Waldwege nach der Höhe.

Eine Zeit lang schritten beide schweigend neben einander her.

Maria Borischa betrachtete prüfend den Fremden, den sie in den Rahmen der Welt, in der sie aufgewachsen war, nicht einzufügen vermochte.

„Ihr habt also Kummer?“ fragte dieser endlich, nachdem er sorgsam das vor Erschöpfung entschlummerte kleine Mädchen in seinem Arm zurechtgelegt hatte. „Euer Vater ist hart mit Euch — erzählt mir das, da Ihr ja doch Vertrauen zu mir habt, und seid gewiß, wenn ich Euch helfen kann, so will ich thun, was in meinen Kräften steht.“

„O Herr,“ erwiderte Maria Borischa, „da ist schwer zu helfen — mein Vater ist hart wie Stein, und wenn selbst der Herr Pfarrer Martel nichts bei ihm ausrichtet, wenn ich ihn selbst im Namen meiner Mutter vergebens gebeten habe, da könnte es ein Fremder nur ganz bei ihm verderben, wenn er sich in seine Sache hineinmischen wollte.“

„Nun, so klagt mir wenigstens Euern Kummer," sagte der junge Mann; „kann ich nicht helfen, so erleichtert's Euch vielleicht doch das Herz."

Maria Borischa sah zu ihm auf, seine Augen blickten so treu und herzlich, er trug mit so rührender Sorgfalt das arme kleine Kind in seinem Arm, daß sich ihr Herz wie von selbst öffnete.

In einfachen Worten erzählte sie die Geschichte ihrer Liebe, die so hoffnungsreich begonnen und durch die plötzliche, ihr ganz unerwartete und unerklärbare Härte des Vaters so traurig sich gewendet hatte.

„Und vielleicht," sagte sie, „wäre es doch noch gut gegangen, wenn sie dem Vater nicht so übel mitgespielt hätten bei dem Haberfeldtreiben. Hart sind sie mit ihm umgegangen, und ob sie recht gehabt haben, so zu richten über einen ihrer Mitmenschen, das mag Gott allein wissen. Aber seitdem ist gar nichts mehr zu machen; sein Herz ist versteint, und ich habe alle Hoffnung verloren, daß mein Alisi und ich auf Erden noch glücklich werden können."

„Man muß niemals die Hoffnung aufgeben," sagte der Fremde ernst, „Ihr habt wohl mit schwerem Kummer zu kämpfen, aber der kann sich wenden, habt Ihr doch Eure Liebe — denkt, wie viel schlimmer

es wäre, wenn Ihr die Liebe verloren hättet — wenn Euer Alisi Euch betrogen hätte und verraten."

„O Herr," rief Maria Borischa, „sprecht ein solches Wort nicht aus — schon der Gedanke ist eine Lästerung! Kann denn Lüge und Verrat aus der Liebe kommen, die doch Gott selbst in unser Herz legt, wie ich so recht deutlich gefühlt, als es mich so mächtig hinzog zu meinem Alisi, als ob ein heiliger Engel an seiner Hand mich zu ihm geführt."

„Gott erhalte Euch Euer Vertrauen," sagte der Fremde mit dumpfer Stimme; „ich sage Euch, Ihr seid glücklich, wenn Ihr die Liebe noch habt und in Glauben und Treue für sie kämpfen könnt gegen die Mächte der Welt, denn Ihr tragt den Himmel im Herzen."

Schweigend schritt er neben ihr, sie wagte nicht weiter zu reden — der Ton, in dem er die letzten Worte gesprochen, flößten ihr fast Ehrfurcht ein.

Sie kamen zu der Hütte der alten Greiterin. Ein Licht schimmerte durch das Fenster. Maria Borischa klopfte an die Scheibe. Der Fremde blieb seitwärts im Schatten stehen.

Das Fenster wurde geöffnet. Die alte Kräuter-hanni steckte den Kopf heraus.

„Was gibt's?" fragte sie; „ist jemand krank

geworden im Dorfe, daß ich ihm beistehen kann? Die alte Hanni ist immer bereit zu helfen, so viel sie auch spotten und schänden mögen!“

„Krank ist niemand,“ erwiderte das junge Mädchen, „doch gilt es zu helfen — ein verirrtes Kind bedarf der Pflege!“

„Ah,“ rief die Alte fast höhnisch, „Ihr seid's, Maria Borischa, die Perle von Beuerwald, die schöne Tochter des Rübenbauers, dem bald das ganze Dorf gehören wird —“

„Gleichviel, wer es ist,“ fiel Maria Borischa unmutig ein, „es gilt, ein gutes Werk zu thun — jedermann weiß ja, daß Ihr stets bereit seid, zu helfen.“

„Gewiß bin ich das, gewiß,“ rief die Alte, „und jeder Mensch sollte es sein, um sich ein Anrecht zu schaffen an die Erbarmung des Himmels! Bei mir klopft man nicht vergebens an wie bei den reichen Leuten dort unten, die die arme Hanni schmähen und verspotten und den Armen ihre Thür verschließen.“

Sie ging vom Fenster zurück und kam nach einem Augenblick vor die Thür ihrer Hütte.

„Nun,“ sagte sie, „wo ist das Kind, das Ihr gefunden und für das die Tochter des reichsten

Mannes weit umher Zuflucht sucht bei der armen Greiterin?“

Maria Borischa wendete sich zu dem Fremden, der immer noch im Dunkel stand, nahm das Kind von seinem Arm und reichte es der Alten hin.

„Hier,“ sagte sie, „das arme Mädchen hat sich im Walde verstiegen, der Herr hat es gerettet und will es Euch lohnen, wenn Ihr das Kind bewahrt, bis seine Heimat wird entdeckt sein.“

„Ah,“ sagte die Alte mit einem spöttischen Lächeln, „welch ein schöner junger Herr! Das ist hübsch von ihm, daß er an der armen Kleinen da ein christlich Liebeswerk gethan, und Euch wird es wohl leicht, Maria Borischa, ihm dabei zu helfen?“

„Jedes gute Werk wird leicht,“ erwiderte Maria Borischa schnell, „und wenn Ihr klagt über die bösen Leute, so solltet Ihr nicht thun wie sie.“

„Nun, nun,“ sagte die Alte höhnisch, „es freut mich nur, „daß Ihr einem so schönen Herrn behilflich sein könnt — so schön wie der Alisi Breitlinger — man kann ja nicht wissen, ob er wieder kommt — der arme Alisi.“

Der Fremde trat schnell heran.

„Hier,“ sagte er, „nehmt dies — die Sorge für das Kind soll Euch nicht zur Last werden — pflegt

es gut, Ihr werdet es hören, wenn man seine Heimat und seine Eltern erfragt hat."

Er reichte der alten Frau eine Börse.

Durch die grünen Seidenmaschen derselben funkelten im Licht, das aus dem Fenster hervorschimmerte, zahlreiche Goldstücke.

„Ich bin gewohnt," sagte die Alte, „um Gottes willen zu helfen, so arm ich auch bin; aber um den Armen helfen zu können, nehme ich die Gabe der Reichen. Dem Kinde soll es an nichts fehlen, Herr, und Euer Gold wird manchem Armen zu gut kommen. Die schöne Maria Borischa da wird Euch berichten können, wie es der Kleinen geht."

„Das werde ich nicht können," rief Maria Borischa heftig, „denn ich kenne den Herrn nicht und werde ihn wohl kaum jemals wiedersehen!"

„Seid ruhig," sagte der Fremde, „ich werde nachfragen lassen, und Ihr sollt nichts versäumen für die Kleine. Hat mir Gott gegeben, sie vom Tode zu retten, so soll auch jetzt ihr Leben unter meinem Schutz stehen."

„Ihr könnt gewiß sein," erwiderte die Alte, „dem Kinde soll es an nichts fehlen — ist es doch," fügte sie leise hinzu, „ein neuer Posten, den ich eintragen kann auf die Seite des Lebens, des Todes furchtbare Schuld zu löschen."

Der Fremde legte wie segnend die Hand auf das Haupt des Kindes. Die Kleine erwachte aus dem Schlummer der Erschöpfung, in den sie versunken war — sie begann zu weinen als sie die Alte erblickte, und streckte die Arme nach ihrem Beschützer aus.

„Ruhig, ruhig, mein Kind," sagte die alte Frau fast zärtlich, „Du hast nichts bei mir zu fürchten. Sie ist erschöpft und bedarf der Erquickung — gleich will ich ihr einen Trank bereiten, der ihr Kräfte und ruhigen Schlaf verschaffen soll."

„Und ich muß heim, Herr, sonst wird es zu spät," sagte Maria Borischa.

„So kommt denn," versetzte der Fremde, und mit kurzem Gruß an die Kräuterhanni wendete er sich mit Maria Borischa dem Waldwege zu.

Die Alte sah ihnen mit höhnischen Blicken nach.

„Das ist ein böses Blut," murrte sie, „das Blut des Rüdenbauers! Unheil hat es gebracht und Unheil wird es bringen, wohin es kommt. So schnell hat sie den Alisi vergessen! Mir kocht es immer im Herzen auf, wenn ich einen von ihnen sehe — ihr Blut hat den Fluch über mich gebracht, der mich verfolgt und dem ich nicht entrinnen kann, so viel ich auch mich mühe, gut zu machen."

Die Kleine wimmerte leise. Schnell kehrte die Alte in ihre Hütte zurück, um Milch zu wärmen und dem Kind einen stärkenden Kräutertrank zu bereiten.

Der Fremde war mit Maria Borischa auf dem Fußpfad fortgegangen, der wieder zu der großen Buche am Fluß hinabführte; er sprach voll Teilnahme von ihrem Alisi und sagte ihr tröstende Worte, und obgleich sie bei den immer tieferen Abendschatten sein Gesicht kaum sah, drang ihr doch seine weiche Stimme wohlthuend zum Herzen; sie sprach mit ihm so frei und offen als ob er gar kein Fremder für sie sei — es schien ihr, als hätte sie ihn lange gekannt und als wäre sie nicht im stande, ein Geheimnis in ihrem Herzen vor ihm zu verbergen. Zuweilen kam es ihr vor, als ob es der Alisi sei, der neben ihr ginge, als ob es Alisis Augen seien, die so freundlich und warm zu ihr herabblickten im Glanz der Sterne.

Bald waren sie unten am Ufer des Flusses angekommen.

„Ich habe Euch lange aufgehalten," sagte der Fremde, „es ist Nacht geworden — ich werde Euch zu Eurem Hause zurückführen."

„Nein, Herr, nein," rief Maria Borischa fast

ängstlich, „das dürft Ihr nicht thun — es ist ein gutes Werk gewesen, in dem ich Euch beigestanden, aber die Welt ist böse und sucht überall Schlechtes! Dort unten liegt meines Vaters Hof — ich kann wohl allein meinen Weg finden."

„Und wohin führt mein Weg?" fragte der Fremde dann. „Ich will nach der Richtung von Partenkirchen hin."

„Dort," sagte Maria Borischa, „reitet hier am Ufer hin, bis Ihr an die Straße kommt, die durch das Dorf führt — wenn Ihr dann dieser Straße immer weiter folgt, so kommt Ihr nach Partenkirchen — ich war nicht dort, aber ich weiß, daß es der Weg ist, und später werdet Ihr ja wohl wieder jemand finden, den Ihr fragen könnt."

„So lebt denn wohl," sagte der Fremde. „Ich danke Euch von Herzen für Euren Dienst, den Ihr dem lieben Gott ebenso gut erwiesen habt als mir, — Ihr habt Kummer," fuhr er herzlich fort. „vergeßt diese Stunde nicht, und wenn Ihr jemals eines Freundes bedürft, erinnert Euch meiner — vielleicht kann ich Euch immerhin nützlich sein." Er sann einen Augenblick nach, dann zog er einen goldenen Reif mit einem kleinen Diamant von seinem Finger und sagte: „Nehmt diesen Ring, er sei Euch

eine Erinnerung und zugleich ein Zeichen, das vielleicht einst zu einem Talisman des Glücks werden kann — bedürft Ihr der Hülfe, so geht nach dem Schloß von Hohenschwangau, fragt nach Seif und zeigt ihm diesen Ring — er ist mein Freund und vermag viel — merkt Euch den Namen — vergeßt ihn nicht."

Er steckte den Ring an den Finger des Mädchens, drückte ihr herzlich die Hand und eilte dann zu dem am Rande des Gehölzes wartenden Reitknecht hin.

Schnell sprang er in den Sattel und ritt langsam auf dem schmalen Pfadufer des Flusses davon.

Maria Borischa sah ihm sinnend nach.

„War es wohl recht," sagte sie, „von dem fremden Herrn den Ring zu nehmen? Warum nicht — er hat ja kein unrechtes Wort zu mir gesprochen, und wer ein verirrtes Kind in der Nacht auf seinen Arm nimmt, der muß wohl so recht von Herzen gut sein! Er muß wohl im Dienst stehen im Schloß Hohenschwangau, und da kann wohl der goldene Reif hier doch einmal noch zum Glückszeichen werden für mich und meinen Alisi. Wenn der liebe Gott ihn nur erst glücklich heimführt aus dem Krieg."

Schwer aufseufzend bei dem Gedanken an ihren

Kummer stieg sie den Pfad hinauf nach dem Rüdenhof, und oben in ihrer Kammer da betete sie inbrünstig zu der Mutter Gottes für den fernen Geliebten, und es schien ihr, als ob das edle Gesicht des Fremden mit den großen leuchtenden Augen sich über das geschnitzte Bild zu ihr herabbeugte.

Elftes Kapitel.

Die Tage vergingen in ihrem gleichmäßigen Lauf und das Landgericht in Tölz hatte trotz des Wohlwollens, das es dem Breitlinger entgegenbrachte, den Termin des Zwangsverkaufs ansetzen müssen. Nur wenige Tage noch und der alte Ulmenhof mußte an den Rüdenbauer, als den Hauptgläubiger, übergehen, denn der Buchlechner hatte all den kleinen Gläubigern versprochen, sie bei dem Gantverfahren nicht zu schädigen, sondern voll auszuzahlen.

Auf einen andern Käufer war bei den Zeitverhältnissen nicht zu rechnen, und so schien es denn unzweifelhaft, daß der Rüdenbauer nicht nur seine feindlich gehässige Absicht gegen den Breitlinger erreichen, sondern auch den schönen Ulmenhof nur für den Betrag seiner Forderung, das heißt zu einem Spottpreise, erwerben würde.

Der Unwillen war überall groß bei allen Leuten,

und dem Buchlechner hätte es schlecht ergehen müssen, wenn der Himmel all die Verwünschungen angehört haben würde, die in dieser Zeit auf sein Haupt geschleudert wurden — er aber schien sich im Gegenteil ganz wohl zu fühlen, denn, ganz seiner Gewohnheit entgegen, zeigte er sich in den Tagen vor dem Termin häufig im Dorf; er besichtigte den Ulmenhof, der nun behufs des Verkaufs jedem geöffnet werden mußte, und bei den drohenden Blicken und feindlichen Reden der Bauern lachte er hämisch in sich hinein und sagte wohl vor sich hin, aber so laut, daß man es in der Nähe deutlich verstehen konnte:

„Die Räuber und Spitzbuben sollen nun sehen, daß es noch ein Recht gibt über ihnen im Land! Ihnen zum Trotz werde ich mich auf den Ulmenhof setzen und ihnen zeigen, daß mein Haberfeld das größte und reichste sein wird in Beuerwald und rings herum."

Die Maria Borischa hatte ihren Vater noch einmal angefleht, abzulassen von seiner Verfolgung gegen den Breitlinger, aber er hatte nur finster den Kopf geschüttelt und ihr höhnisch gesagt:

„Schlage Dir den Alisi aus dem Sinn — nur seinetwegen bittest Du für seinen Vater, weil er

Dich verhext hat — schlage ihn Dir aus dem Sinn — er denkt nicht mehr an Dich und hat Dich längst vergessen, wenn ihn nicht schon eine französische Kugel getroffen hat, wie ich es ihm von Herzen wünsche.“

Da hatte sich die Maria Borischa entsetzt bekreuzt, sie war hinausgegangen zum Grab ihrer Mutter und hatte gebetet für ihren Geliebten und auch für den Vater, daß ihm die schwere Sünde möge vergeben werden, die er in der Härte seines Herzens auf sich lud.

Der Breitlinger war ruhig und ergeben, fast heiter. Hätte er von dem Alisi Nachricht gehabt, so würde er kaum noch an den Verlust seines Ulmenhofes gedacht haben, ja, es schien ihm fast eine Wohlthat, daß durch einen endlichen Abschluß all dieser Qual ein Ende gemacht werden sollte.

Der Buschmüller war in tiefem Ernst umhergegangen und als der Termin nun bis auf zwei Tage herangekommen war, hatte er dem Breitlinger eines Morgens kräftig auf die Schulter geschlagen und mit wundersam feierlichem Ausdruck gesagt:

„Laßt noch allen Mut und alle Hoffnung nicht fahren, mein alter Freund; noch lebt der alte Gott, der in seiner ewigen Macht und Herrlichkeit des Rechts waltet über den irdischen Gerichten.“

Breitlinger lächelte wehmütig.

„Wohl glaube ich an Gottes Barmherzigkeit, Ignaz Steiner," sagte er, „und hoffe darauf für das künftige Leben — hier auf Erden bitte ich nur, daß mir der Alisi gesund erhalten werde, und wenn der Himmel mir diese Gnade gibt, so will ich gern den Ulmenhof missen, der mir so viel Schmerz und Kummer gemacht. Der Herr hat es gegeben — der Herr hat es genommen!"

„Und was der Herr genommen, kann er wiedergeben," antwortete der Buschmüller.

Weiter sagte er nichts, sondern spannte seinen Wagen an, sagte seiner Frau in kurzen Worten, daß er, wie er öfter that, ein oder zwei Tage in Geschäften ausbleiben würde, und fuhr dann nach Tölz.

Hier ging er auf das Landgericht, ließ sich einen Auszug machen auf der Kanzlei von allen Schuldposten, Zinsen und Kosten des Gantverfahrens. Das Papier steckte er, sorgsam in einen Umschlag verwahrt, in die Tasche seines Sonntagsrockes, dann bat er noch um einen Bogen Papier und um einen Umschlag, schrieb auf den Bogen nur wenige Zeilen seiner großen, eckigen Schrift, verschloß denselben in den Umschlag und steckte die Schrift zu der

Berechnung in seine Tasche. Er bezahlte die Schreibgebühren, bestieg darauf wieder seinen Wagen und fuhr auf dem Wege nach Partenkirchen davon.

Das Geschäft auf dem Landgericht hatte ihn etwas lange aufgehalten, er trieb seine kräftigen Pferde scharf an, erreichte bald Partenkirchen und setzte, nachdem er die Tiere gefüttert und getränkt, seinen Weg nach Füssen hin fort.

Er nahte sich dem kleinen Ort Schwangau am Fuße des Königsschlosses.

Schon war die Sonne hinter den Bergen hinabgesunken, die Dämmerung breitete sich in den Thälern aus, und nur von den hohen Spitzen herab schimmerte noch der Glanz des scheidenden Tageslichtes.

Da hörte er Hufschläge, und bald sah er um ein Gehölz an der Biegung des Weges einen Reiter heransprengen, dem zwei Diener in einiger Entfernung folgten.

Der Reiter trug einen grünen Jagdrock, sein arabischer Schimmel schien kaum den Boden mit den Füßen zu berühren.

Der Buschmüller erkannte den König.

„Ihn führt Gott mir entgegen," rief er freudig, „das Recht des Himmels ist mächtig über allen irdischen Rechten!"

Er lenkte seine Pferde an die Seite des Weges. Hier hielt er an, zog sein Papier aus der Tasche und hielt dasselbe, im Wagen aufstehend, hoch empor.

Der König parirte sein Pferd, winkte einen seiner Reitknechte heran und ließ dem Müller das Blatt abnehmen.

Noch war es gerade hell genug, um die groß und kräftig geschriebene Schrift zu lesen.

Der König zuckte zusammen, ritt ganz nahe an den Wagen heran und blickte den Müller forschend an.

„Ihr verlangt Gehör," sagte er, „im Namen des Kaisers im Untersberg?"

„Der König hat mir sein Wort gegeben," sagte der Müller mit fester Stimme, „darauf baue ich und darauf bin ich gekommen."

„Mein Wort ist heilig," erwiderte der König, „hier kann ich Euch nicht hören, ich bedarf eines Atemzuges reiner Luft in den Bergen — hat es Eile, was Ihr mir zu sagen habt?"

„Ja, Herr König, es hat Eile — es gilt, ein Unrecht zu verhüten und einen braven Mann zu retten."

„Gut," sagte der König sinnend, „fahrt hinein nach dem Dorf — in einer Stunde meldet Euch auf dem Schlosse."

Er grüßte mit der Hand und sprengte davon.

Der Buschmüller ließ einen Juchzer erschallen, wie er seit Jahren nicht mehr von seinen Lippen geklungen war und fuhr schnell in das Dorf hinein nach dem Gasthaus zur Alpenrose, wo er seine Pferde unterstellte und sich selbst durch einen Imbiß und einen Trunk Tiroler Wein stärkte.

Als die Stunde vergangen war, machte er sich auf den Weg.

Es war ein sternenklarer Abend, die Bergriesen stiegen ringsum am Nachthimmel auf, hell leuchteten die Fenster des Schlosses herab. Dem Buschmüller war so feierlich zu Mute, als ob er zur Kirche ginge. Er faltete die Hände und sprach ein Gebet, das vielleicht so andächtig seit lange nicht aus seiner Brust emporgestiegen war. Er sollte sich der irdischen Majestät nahen, die hier so nahe unter dem aus Millionen Welten gewebten Thronhimmel der ewigen göttlichen Majestät ihren Sitz errichtet hatte, und eine Ehrfurcht durchschauerte ihn, wie er sie niemals zuvor empfunden, zugleich aber erfüllte sein Herz ein liebevoll freudiges Vertrauen, daß der königliche Vertreter Gottes auf Erden das Recht schützen werde, wo die Mängel des menschlichen Gesetzes dazu nicht ausreichten.

Im Schloßhof fand er einen Lakaien, der ihn zu erwarten schien und ihn auf seine erste Anrede sogleich in das Schloß führte und ihn über die Wendeltreppe nach dem zweiten Stockwerk hinaufsteigen ließ.

Hier erwartete ihn der Kammerdiener Seif und führte ihn in das hell erleuchtete Arbeitszimmer des Königs.

König Ludwig stand vor dem in dem Erker befindlichen Schreibtisch, auf welchem einige aufgeschlagene Bücher lagen.

Er trug noch den Reitanzug, der seine edle Gestalt so ganz besonders ritterlich und fast märchenhaft schön erscheinen ließ.

Es war ein wunderbarer Gegensatz, diese königliche Jünglingsgestalt, von dem zarten Hauch idealer Poesie umflossen, und der Bauer mit den kräftigen, starken Zügen, fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehend und in ehrfurchtsvoller Bewunderung aufblickend zu dem edlen bleichen Gesicht und den tiefblauen, leuchtenden Augen des Königs — und doch lag in dem Gegensatz der beiden Gestalten wieder eine Aehnlichkeit und Verwandtschaft wie zwischen dem Grundfelsen der Berge und der Edeltanne auf der Höhe.

„Ihr habt mich angerufen," sagte der König voll Hoheit, „im Namen des Kaisers im Untersberg — Ihr gehört also zu den Männern, denen ich in der Bergschlucht einst mein Wort gegeben habe, sie zu hören, wenn sie kämen, um Recht zu fordern und mir die Wahrheit zu künden, die oft nicht zu den Königen dringt. Ich kenne Euch nicht, damals waret Ihr vermummt — ich will Euch nicht fragen, wer Ihr seid, wenn Ihr Euer Geheimnis bewahren wollt — was Ihr mir zu sagen habt, mag für sich selbst sprechen."

„Das ist recht von Eurer Majestät, Herr König," antwortete der Buschmüller ganz stolz und freudig, „daß Ihr mich nicht fragt. Ihr wißt wohl, daß Ihr Vertrauen haben könnt zu einem treuen Unterthanen aus den Bergen, aber auch ich weiß, daß ich Vertrauen haben darf und Vertrauen haben soll zu meinem König. Mein Name ist Ignaz Steiner — man nennt mich den Buschmüller von meiner Mühle am Gebüsch im Dorfe Beuerwald an der Isar unterhalb Tölz."

„Ich kenne es," sagte der König lebhaft, „ich kenne es — also von Beuerwald seid Ihr?"

Er blickte nachdenklich zu Boden, als ob eine Frage auf seinen Lippen schwebte. Dann aber sagte er kurz:

„Sprecht — ich bin bereit, Euch zu hören."

Der Müller erzählte klar und einfach, wie es dem Friedel Breitlinger ergangen und wie ihn der Rübenbauer hart und ohne Mitleid verfolge, um ihn zu Falle zu bringen.

Aufmerksam hörte der König zu, zuweilen unwillig mit dem Fuß auf den Boden tretend.

„So steht nun die Sache," schloß der Müller seine Erzählung. „Durch die Bosheit eines Feindes wird ein ehrlicher Mann um sein Hab und Gut gebracht und zum Bettler gemacht. Niemand kann helfen — die Gerichte müssen nach den Gesetzen dem Bösewicht ihre Hand leihen, und auch der König weiß es nicht, was da vorgeht, der König, der doch über dem Recht wachen soll."

„Und das Rügegericht der Berge," fragte der König, „von dem Ihr mir einst gesagt habt, daß es der Wahrheit dienen soll, wo die Gerichte des Landes nicht ausreichen?"

„Das Rügegericht ist geübt," erwiderte der Müller traurig, „aber der Schuldige hat sich ihm nicht gebeugt und ist um so trotziger in seinem Unrecht geblieben."

„Ihr seht also," sagte der König, „daß auch Euer Recht, mit dem Ihr meintet, das Gesetz meines

Reiches zu ergänzen, nicht die Macht hat, der Unvollkommenheit irdischer Einrichtungen Abhilfe zu schaffen."

„Ich sehe es wohl," erwiderte der Müller; „es ist aber selten auch solche Verstocktheit in den menschlichen Herzen wie bei dem Verfolger des armen Breitlinger."

„Mein Freund," sagte der König ernst und feierlich, „die Verstocktheit und Tücke der menschlichen Herzen ist groß, und wäre sie es nicht, dann bedürften wir keiner Gerichte und keines Schwertes, dann hätte es Gott leicht in seinem Regiment. Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, es freut mich, wenn meine Unterthanen Vertrauen zu mir haben — so will ich es gehalten wissen zwischen meinem Volk und mir, nur kann ich ja nicht überall helfen, wie ich es möchte von ganzem Herzen. Doch was ist zu thun? In alten Zeiten, wißt Ihr wohl, da konnten die Könige Recht sprechen nach eigenem Wissen und Willen, jetzt geht das nicht, meine Gerichte sprechen in meinem Namen, aber was sie sprechen, und selbst wenn sie gegen mich sprächen, das ist Recht für mich wie für jeden andern."

„Freilich, freilich," sagte der Müller, „ich weiß es wohl, auch über dem König steht das Gesetz, das in seinem Namen gehandhabt wird."

„Ob es besser ist, wie es früher war oder wie es jetzt geworden," sagte der König sinnend, „wer möchte es sagen. Ich weiß wohl, daß ich es oft aus meinem Herzen heraus besser machen möchte als das Gesetz, und wenn —"

„Und wenn jeder König so wäre, wie Ihr, Majestät," rief der Müller, indem er kräftig auf seine Brust schlug, „bei Gott im Himmel, wir brauchten kein anderes Gesetz und Recht, als wie es in alter Zeit war, wie ich es in alten Büchern gelesen und gehört von unserem Pfarrer, daß die Könige und Fürsten ihren Richterstuhl aufstellten unter Gottes freiem Himmel und Recht sprachen, wie es Gott ihnen eingab!"

„Wäre alles Volk wie Ihr, mein Freund," erwiderte der König, freundlich lächelnd, „dann ginge es wohl auch heute noch so, nun aber ist es anders geworden, finstere Geister des Mißtrauens treiben im Volk ihr Wesen, da sind die Könige fast fremd geworden in ihren eigenen Landen! Es muß ja so sein, aber traurig ist es doch, daß es so sein muß; um so mehr thut es wohl, wenn es einmal möglich wird, daß der König seinem Volk Mann gegen Mann gegenübersteht, wie ich Euch."

Er reichte dem Müller die Hand.

Dieser ergriff die königliche Rechte ehrfurchtsvoll und umspannte sie mit kräftigem Druck.

Des Müllers festes stahlgraues Auge und das feucht schimmernde Auge des Königs blickten tief ineinander — es war ein Bild deutscher Treue und Wahrheit, bei dessen Anblick jedes Herz hätte auf=jubeln müssen, wenn es ein Maler verstanden hätte, den König zu malen, wie er Hand in Hand dastand mit dem schlichten, festen Manne seines Volkes.

„Doch," sagte der König endlich, „da ich nicht eingreifen kann in den Gang meiner Gerichte, da der Richter selbst nach dem Gesetz urteilen muß, auch wenn er es fühlt, daß die irdischen Rechte mit Gottes ewigem Recht nicht zusammenstimmen, so muß ich anders helfen, um Eurem bedrängten Freund beizustehen gegen die tückische Bosheit seines Ver=folgers — denn ich zweifle nicht, daß alles, was Ihr mir gesagt, die Wahrheit sei."

„Es ist die Wahrheit," sagte der Müller, indem er die rechte Hand erhob, „so wahr Gott über mir lebt, und so wahr ich teilhaftig sein will an unseres Heilands erlösendem Blut!"

„So sprecht," sagte der König, „was ist nötig, um dem Mann sein Eigentum zu retten?"

„Hier, Majestät," erwiderte der Müller, indem

er das Papier aus der Tasche zog, das er auf dem Landgericht in Tölz erhalten hatte, „hier steht die ganze Berechnung — mit dieser Summe ist dem Breitlinger geholfen, und wenn sie eingetragen wird auf seinen Ulmenhof, so steht sie sicher, dafür bürge ich, und im Laufe der Jahre kann er, wenn er nicht gedrückt wird, sich frei machen und schuldenfrei werden."

Der König warf einen Blick auf das Papier, trat dann an seinen Schreibtisch, schrieb mit raschen Zügen eine Zeile unter die Berechnung und unterzeichnete, dann bewegte er die Glocke.

„Dies zur Kabinetskasse!" befahl er dem sogleich eintretenden Kammerdiener Seif. „Der König gibt, aber er leiht nicht, mein Freund!" sagte er dann. „Eurem Freunde soll geholfen werden, und wenn wir irdischen Herrscher nach Gottes Bild und Beispiel regieren sollen, so mag der Breitlinger seine Schuld gegen mich abtragen, wie man es gegen Gott thut, er mag den Armen erstatten, was ich ihm gegeben, er mag helfen und wohl thun, wo ihm Elend und Not entgegentritt, und jeder Bedürftige mag künftig der Gläubiger sein, der ihn an seine Schuld mahnt. Und noch eins — ich mag nicht, daß man meinen Namen nennt — wenn mir es Gott gibt,

zu helfen, so soll nach seinem Gebot auch meine Rechte nicht wissen, was die Linke thut. Ihr, mein Freund, sollt mein Bevollmächtigter sein — gebt mir Euer Wort, daß niemand erfährt, woher Eurem Freund die Hilfe gekommen ist."

Er reichte dem Müller seine Hand.

Dieser schlug kräftig ein und sagte:

„Ich gebe mein Wort, wie Ihr es befehlt, Herr König!" Seine Stimme bebte, als er sprach, eine Thräne fiel aus seinen Augen auf des Königs Hand; ein tiefer Atemzug hob seine Brust, und mit einer Stimme, die ergreifend durch das Zimmer klang, sagte er: „Es ist eines Mannes nicht würdig, zu weinen, und seit ich ein Knabe war, ist keine Thräne in mein Auge gekommen, ob auch mancher Schmerz meine Brust durchwühlt hat. Aber heute weine ich vor Freude, und an solcher Thräne hat Gott sein Wohlgefallen — und," fuhr er dann in immer mächtigerer Bewegung fort, „man soll sein Knie nicht beugen vor den Menschen, und noch niemals hat die Furcht meinen Kopf gebeugt, aber heute möchte ich auf die Kniee niederfallen vor Euch, Majestät, und Euch danken und anbeten, wie man es thun soll vor den Boten des Himmels. Jede Thräne, die heute über meine alten Locken fließt,

mag Euch zum Segen werden, und so lange ich noch lebe auf Erden, soll kein Tag vergehen, an dem ich nicht für Euch beten will aus tiefster Seele und Gott danken, daß er es so gut und treu gemeint hat mit unserem Bayerland und uns einen solchen König gegeben!“

Er beugte sich nieder und küßte inbrünstig des Königs Hand.

Schnell abwehrend trat der König einen Schritt zurück, aber eine reine Freude strahlte aus seinen Augen bei dieser Huldigung des einfachen Bauern, aus dessen Worten die Wahrheit hervorklang.

Der Kammerdiener trat ein, reichte dem König ein großes Couvert und zog sich dann sogleich wieder zurück.

„Hier,“ sagte der König, „habt Ihr, was Ihr bedürft, um Kummer in Freude zu verwandeln. Ich verlasse mich auf Eure Verschwiegenheit, und nun kein Wort weiter!“

Die Hand des Müllers zitterte, als er das Papier in seine Tasche steckte. Er zog sein Taschentuch hervor und trocknete seine Augen.

„Nun,“ sagte der König, „ich habe mein Wort eingelöst, da Ihr gekommen seid, um Recht von mir zu verlangen. Jetzt ist es an mir, Euch an jene Nacht in den Bergen zu erinnern, Ihr habt mir

die Wahrheit versprochen und Wahrheit verlange ich von Euch."

Der Müller blickte verwundert auf; er schien nicht zu begreifen, aber mit offener Treuherzigkeit sagte er:

„Man soll immer die Wahrheit sprechen — vor Euch, Herr König, ist kein Dunkel in meiner Seele. Befehlt — was wollt Ihr hören?"

Der König setzte sich vor seinen Schreibtisch nieder und stützte einen Augenblick sinnend das Haupt in die Hand.

„In jener Nacht," sagte er dann, „als ich zuerst in den Bergen unter Gottes freiem Himmel mit Euch sprach, habt Ihr mir frei und treu geraten, unser bayrisches Heer in die Reihen unserer deutschen Brüder treten zu lassen — Euer Rat war gut, er stimmte überein mit meinen Gefühlen und mit der politischen Klugheit."

„So ist es immer, Herr König," sagte der Müller, „was ein ehrlicher Mann in seinem Herzen für recht erkennt, das ist immer auch die beste Klugheit."

„Nun," fuhr der König fort, „was damals die Hoffnung jedes deutschen Herzens war, hat sich wunderbar erfüllt, Gott hat uns den Sieg über den drohenden Feind gegeben, Frankreich ist niedergeworfen, der Kaiser gefangen, die Macht, die drohend gegen unsere Grenzen rückte, gebrochen."

„Und unsere Soldaten," rief der Müller, „haben gezeigt, was sie können und was sie wert sind, und Euch, Herr König, das lese ich in den Zeitungen, bringen sie Ruhm und Dank auch draußen im Ausland für Eure rettende That."

„Draußen im Ausland?" sagte der König. „Das gibt's in Deutschland nicht mehr, das ist vorbei für immer! Deutschland ist einig geworden weit dort auf den Schlachtfeldern in Frankreich! Ihr habt im Namen des Kaisers im Untersberg Euer heimliches Gericht gehalten — jenen alten, schlummernden Kaiser habt Ihr immer noch in Eurem Sinn für den obersten Herrn angesehen über alle andere Macht — nun — meint Ihr nicht, daß jenes Waffenklirren von Sedan und jener jubelnde Siegesruf, der von Frankreich her durch alle deutschen Herzen klingt, auch in die Tiefen des Unterberges gedrungen sei? Meint Ihr nicht, daß bei solchem Ruf der alte Kaiser erwachen müsse und hervorsteigen aus der Felsentiefe in alter Herrlichkeit?"

Der Müller sah den König einen Augenblick groß an, in seinen klaren grauen Augen leuchtete es auf wie ein Abglanz von den Blicken des Königs.

„Ja," rief er, „ja, Ihr habt recht, Majestät, Ihr habt Recht! So wird es sein, so muß es kommen! Der alte Kaiser Karl freilich wird wohl

nicht mehr aus dem Untersberg hervorkommen, wie die alte Sage es verkündet, und ich meine immer, Herr König, daß so alte Sagen nicht so wörtlich zu nehmen sind, aber daß doch ein tiefer, kluger Sinn darin liegt. Der alte Kaiser selbst ist wohl vermodert seit langen Jahrhunderten und wird wohl nicht eher wieder aufstehen als bis zum jüngsten Tag — wenn der Herr kommt, um die Lebendigen und die Toten zu richten," fügte er, sich bekreuzigend, hinzu. „Aber," fuhr er dann fort, „die alte Herrlichkeit des Reiches, die war begraben in der Tiefe der Zeit und die wird aufleben und aufstehen bei dem Siegesruf, der durch die Welt schallt und den deutschen Namen wieder zu alten Ehren bringt unter allen Völkern."

„So meine ich es auch," sagte der König, indem er den Müller ansah, „Deutschland muß einig und groß und mächtig bleiben, wie es in der Stunde der Not und Gefahr geworden ist, fortan für alle Zeiten, und schon verhandeln sie darüber, wie sie den neuen Bund gestalten wollen, Preußen soll den Vorsitz führen, wie es den Befehl im Krieg geführt hat. Ihr seht wohl ein, daß das recht ist und billig und daß auch nichts dagegen zu machen ist — und doch," fügte er, forschend und durchdringend in des Müllers

Gesicht blickend, hinzu, „doch mag es wohl einem bayrischen Herzen wehe thun, so unter fremde Macht und fremden Willen sich beugen zu sollen. Ist es schon manchem schwer geworden, sich darein zu finden, daß die Preußen unsere Freunde sein sollten, noch schwerer wird es wohl ankommen, wenn sie den Vorsitz führen sollen im Bunde, während sie doch bisher unseresgleichen waren."

Der Müller schüttelte den Kopf.

„Den Vorsitz im Bunde?" fragte er; „das ist so eine Sache, wie sie die klugen Herren da ausdenken mögen an ihren grün überzogenen Tischen, aus denen niemals Einigkeit kommt, sondern immer wieder neuer Zank und Streit. Bund und Vorsitz — das ist nichts. Mit dem Schwert in der Hand ist Deutschland einig geworden, und auf dem Schlachtfeld ist nicht ein geschriebener Bund zu stande gekommen, sondern eine wirkliche Einigkeit und Brüderschaft in Fleisch und Blut. In Fleisch und Blut muß sie sichtbar sein dem ganzen Volke, das Reich muß wieder aufstehen, das heilige deutsche Reich mit seiner alten Kaiserherrlichkeit — das wird das ganze deutsche Volk verstehen und da werden alle Herzen einig schlagen!"

„Die alte Kaiserherrlichkeit!" sagte der König.

„Wißt Ihr wohl, daß meine Vorfahren die Kaiserkrone getragen?“

„Ich weiß es, Herr König,“ erwiderte der Buschmüller, „und, bei Gott, den letzten Tropfen meines Blutes würde ich hingeben, wenn heute die neue Kaiserkrone auf Euer Haupt könnte gesetzt werden! Aber, Majestät, was Gott nicht gibt, das muß man nicht verlangen und nicht bedauern. Bleibt doch noch der Herrlichkeit und der Macht und des Glanzes genug für Euch und Euer hohes Haus und für unser Bayernvolk, das so fest und treu gestritten für die deutsche Macht! Das Reich wird die Einigkeit bringen unter dem Kaiser — der Kaiser, Herr König, das ist ein Herr wie Ihr, der ist Euresgleichen. Wie die Fürsten den Kaiser nötig haben, wenn sie mächtig in der Welt dastehen wollen gegen alle fremden Feinde, so hat der Kaiser die Fürsten nötig. Einer muß der erste sein, das ist nicht anders in der Welt, und den König von Preußen, der das Schwert geführt hat im großen Krieg, dem kann jeder Fürst, auch Ihr, Herr König, den ersten Platz lassen. Hinter dem Kaiser einherzuschreiten, das ist keine Demütigung — für Euch, Herr König, vor allem nicht, da Ihr und Euer Volk so treu und tapfer dafür eingetreten seid, daß

überhaupt ein Kaiser da sein kann — Ihr werdet zur Rechten des Kaisers stehen, Euer Volk hinter Euch, und der Glanz des Reiches wird ebenso um Euer Haupt fließen wie um das Haupt des Kaisers. Ich bin ein einfacher Landmann, Herr König, aber das weiß ich, daß das ganze Deutschland groß und mächtig werden wird im neuen Reich, das unsere Söhne nach Hause bringen aus Frankreich als eine Gottesgabe des Sieges! Hoch und gewaltig wird der Kaiser dastehen unter allen Völkern der Welt — aber neben dem Kaiser da wird unser König stehen und hinter ihm sein bayrisches Volk, und ohne seinen Willen wird nichts geschehen im Reich, und jeder Bayer wird stolz sein und mit ganzem Herzen an seinem Könige hängen, der größer sein wird als jemals vorher in dem alten Bunde und zu jener traurigen Zeit, von der unsere Väter erzählen, da die Franzosen die Herren im Lande waren. Buchstaben auf Papier, Majestät, bedeuten nichts, aber wenn das Recht der Bayern und ihres Königs eingeschrieben ist in die Herzen des deutschen Volks, dann wird es unauslöschlich fortbestehen in alle Zukunft, und wer an seine Rechte tasten möchte, der würde das Reich aus den Fugen reißen."

Der König war aufgestanden, in wunderbarem Glanz leuchteten seine Augen.

„Vergeßt diese Stunde nicht, mein Freund,“ sagte er, „der Geist der Weltgeschichte, das ist der Geist Gottes, hat sich heute auf Euer Haupt niedergelassen — ich sehe seine heilige Flamme — ich fühle es in meinem Herzen, daß aus Euch die Stimme meines Volks gesprochen hat! Geht hin, und wenn Ihr sehen werdet, daß das Reich sich aufrichtet in schimmerndem Bau, dann denkt an Euern König, der Gott um nichts anderes bittet, als daß ihm immer Erleuchtung kommen möge aus dem Schoße seines Volks. Ihr habt für das Recht gesprochen und gegen das Unrecht, offen und frei habt Ihr mir die Wahrheit gesagt, wie Ihr sie in Eurem Herzen tragt — Euer König dankt Euch, und meine Thür soll Euch immer offen stehen, wenn Ihr kommt, um Recht zu suchen oder die Wahrheit zu verkünden. Lebt wohl!“

Er reichte dem Müller die Hand, dieser drückte sie an seine Brust und rief tiefbewegt:

„Lebt wohl, Herr König — der allmächtige Gott sei mit Euch allezeit und mit dem treuen bayrischen Volk und mit allen unseren Brüdern im deutschen Reich!“

Er wendete sich um und ging festen Schrittes zur Thür hinaus.

Seif geleitete ihn die Treppe hinab, bis zum Ausgange des Schlosses.

Als er den Laubengang durchschritten hatte und vor dem Dorfe noch einmal zurückblickte nach dem königlichen Bau auf der Höhe, da sah er hoch oben auf dem Altan eine dunkle Gestalt stehen. Ihm war zu Mut, als ob seine längst vergangene Jugendzeit wieder heraufstiege, und doch wieder so ruhig, so feierlich — noch nie in seinem Leben war er glücklicher, stolzer und andächtiger gewesen als in diesem Augenblick.

Ein lauter Juchzer stieg aus seiner Brust auf und schallte weit durch die Berge hin, und da drüben in den Bergen mußte der Ruf gehört sein, denn von mehreren Seiten klangen andere Juchzer lustig zurück.

Das Echo trug den Schall weiter von Fels zu Fels, die Gestalt oben auf dem Altan des Schlosses erhob den Arm und winkte mit der Hand — der König dort oben grüßte unter dem Schein der Sterne sein Volk, dessen Stimme er gehört hatte.

*

Der Tag des Termins zum Verkauf des Ulmenhofs war da. Der Amtsrichter von Tölz war gekommen und hatte seinen Schreiber den Tisch herrichten lassen in dem Wohnzimmer des Ulmenhofs zur Abhaltung des Meistgebots.

Die meisten Bauern von Beuerwald waren gekommen und saßen mit finsteren Mienen umher. Sonst waren keine Käufer erschienen, und es war kein Zweifel, daß der Buchlechner den Hof erstehen würde für den Schuldbetrag, der ein Spottpreis war im Vergleich zu dem eigentlichen Wert der Grundstücke.

Der Rüdenbauer saß da, auf seinen Eichenstock gestützt, unbekümmert um die finsteren Blicke und die leisen Verwünschungen der Bauern; er sah vor sich auf die Erde nieder und schien nichts zu hören und zu sehen von allem, was um ihn her vorging, nur zuweilen schoß sein Blick über die anderen hin, und dann lag in diesem Blick so viel höhnischer Triumph, so viel drohender Haß, daß die Gespräche einen Augenblick verstummten und mancher sich still bekreuzigte, als ob er einen bösen Geist abwenden wollte.

„Noch einmal hatte der Landrichter den Buchlechner gefragt, ob er nicht zu einem Vergleich die Hand bieten wolle, da doch der Schuldner nach

einigen Jahren in der Lage sein möchte, sich wieder aufzuhelfen.

Kurz und kalt hatte er abgelehnt, und seufzend erklärte der Landrichter, daß er nun zu dem Verkaufsverfahren des vergauteten Grundstücks schreiten wolle.

Da trat der Buschmüller ein. Es lag ein so eigentümlicher Ausdruck in seinem Gesicht, daß die Bauern neugierig aufschauten.

Der Müller trat mit ehrerbietigem Gruß an den Gerichtstisch heran und sagte:

„Ich habe eine Erklärung zu machen, Herr Landrichter, bevor der Verkauf beginnt."

Der Landrichter neigte den Kopf und gab seinem Schreiber einen Wink, die Erklärung zu Protokoll zu nehmen.

Der Buchlechner saß das Kinn auf seinen Stock gestützt da und blickte höhnisch lächelnd zu dem Müller hin.

„Mein Freund Breitlinger," sagte dieser, „ist durch unglückliche Zufälle in augenblickliche Not gekommen, Zahlungen, auf die er rechnete, waren ihm ausgeblieben und sein Gläubiger hat ihn zur Gant gedrängt, obgleich er nur Frist verlangte, um seine Verpflichtungen erfüllen zu können."

„Die Frist hätte wohl bis zum jüngsten Tag gedauert," knirschte der Buchlechner hohnlachend.

Ohne auf ihn zu achten, fuhr der Müller fort: „Die Frist, die der Breitlinger bedurfte, ist vorüber — ich beantrage bei dem Herrn Landrichter, das Gantverfahren aufzuheben — der Friedel Breitlinger wird seine Verpflichtungen erfüllen und dazu bin ich hier in seinem Auftrag."

Der Buchlechner sprang auf, sein Gesicht wurde erdfahl, seine Lippen zuckten, seine Hände zitterten.

„Daraus wird nichts — daraus wird nichts!" rief er; „ich lasse mich auf nichts ein — ich nehme keinen Vergleich an — ich verlange mein Geld bei Heller und Pfennig!"

„Aber," sagte der Landrichter, „wenn der Schuldner einen Abschlag zahlen will — wenn er Sicherheit bieten kann?"

„Keine Abschlagszahlung — keine Sicherheiten — ich verlange mein Recht, mein ganzes Recht bei Heller und Pfennig!" schrie der Buchlechner.

Alle Bauern waren nahe herangetreten, die Fäuste ballten sich und drohende Worte wurden laut.

Der Buschmüller winkte mit der Hand.

Atemlose Stille trat ein.

„Bei Heller und Pfennig, Herr Landrichter,"

sagte der Buschmüller. „Wie viel macht der Gegenstand der Gant? Seht hier, ich habe mir eine Aufstellung machen lassen, prüft, ob sie richtig ist!“

Er reichte dem Landrichter ein Papier.

Dieser gab es dem Schreiber.

In kurzer Zeit war der Auszug mit den Akten verglichen.

Der Schreiber sagte:

„Die Rechnung stimmt, Herr Landrichter, bis auf die Kosten des heutigen Termins.“

Immer dichter hatten sich die Bauern herangedrängt, der Buchlechner stand, auf seinen Stock gestützt, seine Augen waren starr auf den Müller gerichtet, der ruhig, ohne daß eine Muskel seines Gesichts sich bewegte, einen großen Umschlag aus der Tasche zog.

„Hier, Herr Landrichter,“ sagte er, „ist der Betrag der Rechnung samt Zinsen und Kosten — wollt Ihr die Güte haben, den Hauptgläubiger hier zu befriedigen und auch die anderen alle auszuzahlen, die etwas zu fordern haben.“

Man hörte nur die Atemzüge der Anwesenden, von denen keiner ein Glied rührte, während der Buschmüller eine große Banknote nach der andern aus dem Umschlag hervorzog und auf den Tisch

legte, dann fügte er Goldstücke und Silbergeld bei und sagte:

„Zählt, Herr Landrichter, und dann seid so gut und quittirt, daß alles in Ordnung ist.“

„Es stimmt bei Heller und Pfennig,“ sagte der Schreiber, nachdem er gezählt hatte.

Der Landrichter drückte dem Müller die Hand und sagte:

„Ich wünsche Euch Glück, Steiner, daß es Euch gelungen ist, einen braven Mann zu retten. Nun kommt, Buchlechner,“ fuhr er dann fort, „zählt das Geld und unterzeichnet die Quittung, daß Ihr hier im Termin mit allen Euren Forderungen befriedigt seid.“

Der Buchlechner wankte heran, seine Blicke irrten über den Tisch hin.

„Das Geld ist falsch,“ ächzte er, „es muß falsch sein — der Breitlinger hat nichts — er kann nichts haben!“

„Das Geld ist echt,“ sagte der Landrichter streng, „nehmt Euch in acht, Beschuldigungen auszusprechen, die Ihr verantworten müßt! Die Gant ist aufgehoben, der Ulmenhof ist frei, und ich setze den Breitlinger wieder in sein Eigentum ein.“

Der Schreiber schob dem Rüdenbauer die Quittung hin und reichte ihm die Feder.

Mechanisch unterzeichnete dieser. Mit zitternden Händen scharrte er die Banknoten zusammen und steckte sie in seine Tasche. Dann erhob er drohend die geballte Faust gegen den Müller; keuchend arbeitete seine Brust; mit heiserer Stimme zischte er:

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen, der leibhaftige Satan hat dies Geld geschafft, um die verfluchte Brut vom Ulmenhof zu schützen, die ihm verfallen sein mag für ewig!“

Schnell wie der Blitz war der Müller auf ihn zugesprungen, er faßte mit der linken Hand seine Brust und hob die geballte Rechte hoch über seinen Kopf. Furchtbarer Zorn blitzte aus seinen Augen und mit donnernder Stimme rief er:

„Nimm das Wort zurück, Elender! Dein Bundesgenosse mag der Satan sein — dem Breitlinger hat Gott geholfen!“

„Zurück,“ kreischte der Rüdenbauer, „zurück, Mörder — Räuber — Haberfeldmeister!“

Das letzte Wort klang nur noch erstickt aus seinem Munde, denn der Müller hatte mit eisernem Griff seinen Hals umspannt.

Die Bauern drängten heran, sie entrissen dem Rüdenbauer seinen Stock und hielten seine geballten Hände nieder.

„Sprich: Gott hat geholfen!“ rief der Müller, „oder, so wahr der Himmel über mir ist, Du bist ein toter Mann und sollst unter meinen Händen Deine Seele der Hölle übergeben, und ich werde darum meine Seligkeit nicht verlieren!“

Der Landrichter war aufgesprungen und mahnte zur Ruhe, aber die Bauern schlossen einen dichten Kreis um den Buchlechner.

„Sprich: Gott hat geholfen,“ rief der Müller mit furchtbar drohender Stimme, „oder es ist aus mit Dir!“

Des Buchlechners Augen wurden gläsern — immer fester spannte sich des Müllers Linke um seinen Hals, seine geballte Rechte holte aus zu wuchtigem Schlage gegen die Schläfe des Rüdenbauers.

„Sprich: Gott hat geholfen,“ rief er nochmals, „oder Du bist ein toter Mann!“

Ein gurgelnder Ton drang aus der Kehle des Rüdenbauers.

Der Müller löste den Druck seiner Finger, und schauerlich keuchend klang es durch das Zimmer:

„Gott hat geholfen!“

Der Müller ließ los.

Taumelnd schwankte der Buchlechner zurück.

„Laßt ihn — um Gottes willen, laßt ihn!“ rief der Landrichter.

„Ich lasse ihn, Herr Landrichter," antwortete der Buschmüller, „er hat mich einen Falschmünzer geheißen — ich habe ihn gezwungen, Gottes Allmacht zu bekennen! Mag er mich drum verklagen — vor Gott habe ich recht und wohl auch vor dem weltlichen Richter. Jetzt aber hinaus mit ihm, hier hat er nichts zu suchen in des Breitlingers Haus!"

Er winkte den Bauern.

Diese faßten den Buchlechner, und im nächsten Augenblick war er aus dem Hause und vom Hof gebracht.

Noch einmal drehte er sich um, hob die Fäuste in die Höhe und knirschte einen wilden Fluch zurück, dann eilte er in fliegender Hast davon nach dem Rüdenhof hin.

Die Bauern aber hatte ein Freudentaumel erfaßt gleich einem wirbelnden Rausch. Während der Landrichter sein Protokoll schloß und seine Akten ordnete, stürmten sie davon nach der Mühle, um den Breitlinger zu rufen.

Sie trugen ihn auf ihren Schultern durch das Dorf nach dem Ulmenhof hin.

Er konnte ihre unzusammenhängenden Worte nicht verstehen, und als sie ihn in sein altes Wohnzimmer gebracht, als der Landrichter ihm erklärte,

was geschehen, als der Müller ihn dann in seine Arme schloß und ihm sagte, daß Gott geholfen habe, das Geld aufzubringen, und er keine andere Verpflichtung künftig haben solle, als keinen Armen von seiner Thür zu weisen und allen Notleidenden beizustehen mit Rat und That, da sank der Breitlinger auf die Kniee nieder und rief:

„O mein allmächtiger Gott, das ist zu viel — zu viel! Du gibst mir Haus und Hof wieder, nimm mir meinen Sohn nicht dafür — laß mir meinen Alisi!“

Zwölftes Kapitel.

Während der Verkaufstermin auf dem Ulmenhof ein so unerwartetes und für alle außer dem Rüdenbauer so erwünschtes Ende nahm, fuhr von Tölz her ein offener Bretterwagen in das Dorf ein. Der Knecht aus einer Ausspannwirtschaft lenkte die Pferde, und auf dem Strohgesäß saßen zwei Soldaten in Mützen und Mänteln. Der eine trug die bayrische Uniform der Küraſſiere, der andere die des Leibregiments.

Der Küraſſier war ein junger Mann von hohem Wuchs, mit schönem, fast noch kindlichem Gesicht, aus dessen großen Augen aber doch der Ernst des Lebens hervorblickte.

Der Soldat vom Leibregiment stand im reifen Mannesalter, sein Gesicht war gebräunt und von einem schwarzen Bart umrahmt; seine Augen blitzten

feurig unter einer breiten Binde hervor, die seinen Kopf einhüllte.

Beide sahen bleich aus. Der Kürassier trug den linken Arm in der Binde, unruhig spähte er vorwärts und schien den gleichmäßigen Gang der Pferde beschleunigen zu wollen.

Der Wagen fuhr gerade in die Dorfstraße ein, als eine Anzahl Bauern vom Ulmenhof her jubelnd dahinstürmte.

Sie blieben stehen, als sie den Wagen erblickten — Soldaten, und noch dazu verwundete Soldaten, waren ja in jener Zeit stets einer so lebhaften Teilnahme gewiß, daß alles andere davor zurücktrat.

Einige traten an den Wagen heran und sogleich erhob sich ein lauter Jubelruf:

„Der Alisi ist es, der Alisi Breitlinger — er kommt just zur rechten Zeit — welche Freude für den Friedel!“

Sie umringten den Wagen, sie drückten dem Alisi die Hände, alle zugleich wollten ihm erzählen und erklären, was soeben geschehen, so daß der Alisi nun erst recht gar nichts davon begriff, aber die Bauern nahmen die Pferde bei den Zügeln, und in wenigen Augenblicken hielt der Wagen vor dem Ulmenhof.

„Hieher bringt ihr mich?“ fragte Alisi finster.

„Ist der Hof denn nicht vergantet? Warum soll ich ihn wiedersehen, um mir noch mehr Kummer zu machen?“

Ohne ihm zu antworten, hoben sie ihn vom Wagen herab und führten ihn in das Wohnzimmer, in dem noch der Steiner mit einigen Freunden bei dem Friedel Breitlinger saß.

Der Breitlinger stand auf, er sah Alisi starr an, dann sanken sich beide stumm in die Arme.

Lange hielten sie sich umschlungen. Dann rief der Friedel mit gefalteten Händen:

„Barmherziger Gott, Deine Wunder nehmen kein Ende — womit habe ich so viel Gnade verdient!“

Der Müller trat heran und erzählte denn nun endlich dem Alisi mit kurzen, klaren Worten, was geschehen und daß sein Vater nun wieder im freien Besitz des Ulmenhofs sei, und dann faltete auch der Alisi die Hände zu stillem Dankgebet. Der Buschmüller ließ ein Faß vom besten Gebräu herbeiholen, und das ganze Dorf wurde eingeladen, um den glücklichen Tag zu feiern, der dem Friedel so wunderbare Hilfe gebracht und die Bosheit des Rüdenbauers zu schanden gemacht.

Der Alisi aber nahm den Soldaten vom Leibregiment, der bescheiden an der Thür stehen geblieben

war, bei der Hand, führte ihn mitten in das Zimmer und sagte:

„Hier, meine Freunde, bringe ich euch meinen Kameraden Linsmaier, der mir das Leben gerettet und mich herausgehauen hat aus einem Haufen Franzosen. Wir sind beide liegen geblieben, ich mit zerschmettertem Arm und er mit einem schweren Hieb über den Kopf — nun sind wir entlassen in die Heimat, um uns zu kuriren, und da habe ich den Linsmaier, der in München sein Geschäft treibt, hieher mitgebracht — ich war ja gewiß, daß einer von euch meinen braven Kameraden gern in sein Haus aufnehmen würde."

„Ja, ja," rief es ringsum, „ja, wir alle sind bereit dazu; er soll kommen und bei uns wohnen — den braven Soldaten gehört das Beste, was wir haben!"

Alle drängten heran und schüttelten dem Linsmaier die Hände.

„Ich wußte es wohl," sprach der Alisi weiter, „aber nun gebe ich ihn euch doch nicht, nun müßt ihr mir den Linsmaier lassen, damit ich ihn pflegen kann auf dem Ulmenhof, den der liebe Gott so wunderbar uns zurückgegeben. Nun kann ich es Dir vergelten, Kamerad, was Du für mich gethan, und

so lange der Ulmenhof bei den Breitlingers bleibt, soll auch Deine Heimat hier sein."

Nun ging das Fragen an.

Dem Alisi hatte eine Kugel den Arm an der Schulter zersplittert.

Wohl war die Wunde wieder einigermaßen geheilt, aber der Arm würde wohl steif bleiben, hatte der Doktor gesagt.

„Ich war recht traurig," erzählte der Alisi weiter, „daß ich nun wohl untauglich sein möchte zum Forst- und Jagddienst. Aber nun ist alles gut — den Ulmenhof zu regieren, dazu wird es ja wohl noch reichen und," fügte er leise mit schmerzlichem Seufzer hinzu, „wenn der liebe Gott das heißeste Gebet meines Herzens noch erhören will, dann wird ja wohl der steife Arm kein Hindernis sein bei meiner Maria Borischa."

Dann mußten sie erzählen von den Kämpfen, die sie durchgemacht — von Weißenburg und Wörth und Gravelotte — und wie sie beide verwundet wurden und sich gefunden hatten, als die Kürassiere chargirten gegen feindliche Reiterei, um das Leibregiment zu schützen. Die Bauern wurden nicht müde, zu hören, und der Ulmenhof wurde nicht leer von Gästen an diesem ersten Tage, da der Friedel

wieder eingezogen war in das alte Eigentum seiner Voreltern.

Der Herr Landrichter blieb noch eine Zeit lang da, und auch der Pfarrer Martel kam, dem Friedel Glück zu wünschen und den Alisi willkommen zu heißen. Wer wäre in jener Zeit nicht begierig gewesen, neues zu hören von den Schlachtfeldern, auf denen der Lauf der Weltgeschichte für Jahrhunderte hinaus entschieden wurde — wer wäre nicht freudig gekommen, die tapferen Soldaten zu begrüßen, die ihr Leben eingesetzt hatten für des Vaterlandes Ruhm und Ehre. Und dann erzählte der Alisi, wie er von zwei feindlichen Kugeln hinter einander getroffen sei, die eine habe ihm den linken Arm an der Schulter zerschlagen, und während er, vom Schmerz geschüttelt, im Sattel geschwankt, habe er einen gewaltigen Schlag gefühlt gegen die linke Brust, gerade wo das Herz sitzt, und er sei vom Sattel gesunken und habe geglaubt, er wäre tot — der Linsmaier habe sich über ihn gestellt und habe ihn verteidigt mit seinem eigenen Leben, und als er dann wieder zu sich gekommen, da seien die Feinde zurückgeschlagen gewesen, und er habe sich selbst gewundert, daß er noch lebe, und wie er mit der Hand nach seiner Brust gegriffen, da habe er gesehen, was ihn gerettet.

„Hier," sagte er, indem er dem Landrichter ein Etui von starkem Leder mit silbernen Beschlägen zeigte, „hier hat die Kugel aufgesetzt — an dem Beschlag ist sie abgeglitten und hat meine Brust nur mit einem leichten Riß gestreift; ohne das wäre ich verloren gewesen und hätte die Heimat wohl nimmer wieder gesehen."

„Und was ist das für ein Futteral?" fragten die Bauern, welche sich dicht herangedrängt hatten.

„Das ist es ja eben," sagte der Alisi, „was mir erschienen ist wie ein Wunder Gottes. Da hatte ich mir," fuhr er ernst und feierlich fort, „vor dem Ausmarsch noch ein Bild gekauft von unserem allergnädigsten König, das er eben hatte machen lassen — seine allergnädigste Mutter soll ihn darum gebeten haben, erzählten sie in München — ich dachte, es ziemte sich wohl für einen guten Soldaten, solch ein Bild von seinem Kriegsherrn mitzunehmen gegen den Feind, und wie es sich schickt für solch ein Bild, habe ich es einfassen lassen mit silbernen Beschlägen und trug es auf meinem Herzen, und häufig am Abend, wenn wir ins Quartier kamen oder im Bivouac saßen beim Feuer unter dem Sternenschein, sah ich das Bild an, und es schien mir, als ob die großen, schönen Augen mir Mut ins Herz

strahlten und als ob die freundlichen Lippen mir sagten: ‚Sei getrost, Alisi, Du setzest Dein Leben ein für eine heilige Sache — sei getrost wegen Deines Vaters und wegen all des Kummers, den Du zu Hause zurückgelassen — der liebe Gott ist oben und wird einem getreuen bayrischen Soldaten beistehen.‘ Die schönen Augen und die freundlichen Lippen haben Wort gehalten,“ sagte der Alisi mit zitternder Stimme; „die tödliche Kugel ist abgeglitten von dem Bilde, das mir Trost gebracht, und hier zu Hause habe ich auch die alte Heimat wieder=gefunden. Seht hier,“ sagte er, das Etui aus=einanderschlagend und auf den Tisch stellend, „nur der silberne Beschlag ist verbogen, das Bild selbst ist ganz geblieben, nur an der einen Ecke ist es rot gefärbt von meinem Blut, das darüber hin=strömte und durch das Leder gedrungen ist.“

Der Landrichter betrachtete das Bild des Königs mit dem lockigen Haar, den sinnenden Augen und den freundlichen und doch wehmütig lächelnden Lippen ernst und sinnend.

Die Bauern standen ringsum mit gefalteten Händen. Aus manchem Auge rannen Thränen, und der Pfarrer Martel sagte mit lauter, feierlicher und von tiefer Rührung zitternder Stimme:

„Gott segne und erhalte unsern allergnädigsten König und Herrn!“

Der Buschmüller stand neben dem Landrichter, seine flammenden Blicke hafteten auf dem Bild. Er faßte des Breitlingers Hand, zog ihn heran und sagte: „Sprich es nach, Friedel, sprich es nach, was der Herr Pfarrer sagt, aber so recht aus dem ganzen Herzen heraus, und jeden Morgen und jeden Abend sollst Du es wiederholen: ‚Gott segne und erhalte unsern allergnädigsten König, der das Recht schützt und die Wahrheit achtet!‘“

Der Friedel sprach die Worte nach, und sie klangen aus seinem Herzen hervor — er war ein guter Unterthan immer gewesen, aber jetzt sprach er den Segenswunsch um so lieber und um so inniger — hatte doch des Königs Bild seinem Sohn das Leben gerettet.

„Das Bild mußt Du aufstellen unter dem Kruzifix,“ sagte er dem Alisi, „damit Du nie vergessen magst, Gott anzubeten und zu danken für das Wunder, das er an Dir gethan.“

Der Alisi nahm das Bild vom Tisch, schloß das Etui und steckte es wieder in seine Tasche.

„Sei ruhig, Vater, sei ruhig,“ sagte er, „meines Königs wunderthätiges Bild soll den heiligsten Platz haben, den ich kenne auf Erden.“

Durch das ganze Dorf hallte die frohe Kunde, daß der Friedel Breitlinger wieder eingesetzt sei in den Ulmenhof und der Alisi zurück sei lebendig und gesund, und während die Männer auf dem Ulmenhof saßen beim Bierkruge, den Erzählungen des Alisi und des Linsmaier lauschend, standen die Frauen und Mädchen vor den Hausthüren und an den Brunnen bei einander und erzählten sich die wunderbare Mär, welche verändert und vergrößert wurde von einem Mund zum andern.

Schon hieß es, der Alisi hätte große Säcke voll Gold mitgebracht um den Ulmenhof wieder zu kaufen, und gar manche schmucke Dirne, welche früher schon wohlgefällig den schönen Kürassier angesehen, seufzte still und sehnsüchtig. Mit der Maria Borischa mußte es ja nun doch aus sein, da so große Feindschaft entstanden war zwischen dem Rüdenbauer und dem Breitlinger, und da war ja der Alisi wieder frei, und höher hob sich bei solchen Gedanken die Brust, heller blitzten die Augen und dunkler färbten sich die Wangen.

Auch zum Rüdenhof war die Kunde von des Alisi Rückkehr gedrungen durch die Knechte und Mägde.

Die Maria Borischa wurde bleich wie der Tod, sie wollte es nicht glauben und fragte genau nach,

aber Knechte, die von der Arbeit auf den Feldern durch das Dorf gekommen, hatten selbst den Alisi gesehen und erzählten, daß er wohl blaß ausgesehen habe, aber noch stolzer und schöner wie früher und daß er festen Schrittes durch das Thor des Ulmenhofs gegangen sei.

Da war die Maria Borischa hinaufgegangen in ihre Kammer, hatte sich vor dem Bilde der heiligen Muttergottes auf die Kniee geworfen und bald weinend, bald lachend gebetet, einem Kinde gleich, dem ein Herzenswunsch erfüllt ist und das nun die Worte nicht zu finden vermag, um all sein Glück auszusprechen.

Der Rüdenbauer aber hatte finster die Botschaft gehört, daß dieser Tag dem Breitlinger noch größere Freude gebracht; er drückte seine Mütze tief in die Stirn und ging hinaus auf seine Felder — er wollte keinen Menschen sehen, denn sie alle schienen ihm seine Todfeinde zu sein — hatten sie doch stille Freude gehabt an der Schmach des Haberfeldtreibens und hatten sie doch auch jetzt wieder dem Buschmüller beigestanden, ihn so tief zu demütigen — klang doch noch bis zu ihm herüber die laute Freude vom Ulmenhof her.

Er suchte die entlegensten Felder auf, aber er

achtete kaum auf die mit ehrerbietiger Scheu ihn grüßenden Arbeiter und ging hinabwärts am Ufer des Flusses, zuweilen einen Stein mit dem Fuße weit hineinschleudernd in die Wellen, daß das schäumende Wasser hoch emporspritzte.

„Wehe dem, der heute etwas nicht recht macht," sagte ein Feldarbeiter zum andern, dem Buchlechner nachblickend, wie er auf dem Rain am Fluß dahinschritt, „der Bauer ist ja ganz des Teufels!"

„Das ist er," erwiderte der andere, „und wird's auch wohl bleiben diesseits und jenseits; hat er doch nur Freude, wenn er anderen Böses thut, und daß er den Breitlinger nicht hat verderben können, das macht ihn so wild. Bald habe ich mir ein Stück Geld verdient, dann gehe ich fort von diesem Hof, auf dem ich es schon lange nicht mehr ausgehalten hätte, wenn die Maria Borischa nicht so gut und freundlich wäre."

„Doch sieh, sieh, da kommt die Kräuterhanni," sagte der Knecht zu seinem Gefährten; „er hebt seinen Stock auf; wenn's nur nicht ein Unglück gibt in seiner Wut und er dem alten Weib ein Leides thut."

Aber zur Verwunderung der beiden Arbeiter sahen sie, wie der Buchlechner seinen Stock wieder

sinken ließ und lange mit der alten Frau sprach, die endlich wieder im Walde verschwand.

Der Rüdenbauer aber kam zurück, und als er an den Knechten vorbeischritt, sahen sie zu ihrer Verwunderung, daß der Ausdruck einer finstern Freude auf seinem vorher wild zuckenden Gesichte lag.

Er trat in sein Zimmer, warf die Thür hinter sich zu und sagte:

„Vordem würde es mich ergrimmt haben, das von der Maria Borischa zu hören, aber jetzt ist es gut so — mag sie sich wählen, wen sie will, mag daraus entstehen, was da will, mir soll alles recht sein, wenn sie nur abgewendet wird von der verhaßten Brut vom Ulmenhof — dafür wird die Alte sorgen."

Er stützte den Kopf in die Hände und versank in tiefes Nachdenken, aus dem er nur zuweilen aufsprang, um mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen und halblaute Worte vor sich hin zu sprechen.

Beim Abendessen war er kalt, streng und ruhig wie immer, Maria Borischa aber lächelte, und zuweilen fiel eine Thräne auf ihren Teller herab; aber ihre großen Augen strahlten so hell unter dem Thränenschleier hervor, als ob himmlisches Licht in ihnen sich widerspiegle.

Als man die Mahlzeit schweigend wie immer beendet hatte, zog sich der Buchlechner, nachdem Maria Borischa das Gebet gesprochen, mit kurzem Nachtgruß zurück.

Seine Tochter trat zu ihm heran und streckte ihm die Hand entgegen, aber er wendete sich stumm ab und ging hinaus.

Bald lag der Rüdenhof in tiefer Stille, während es im Dorfe noch laut war und mancher Juchzer vom Ulmenhof herüberklang.

Dort saßen die Freunde des Breitlinger noch beisammen und heute bekannten sich fast alle Bauern von Beuerwald als seine Freunde.

Der Linsmaier erzählte ihnen bald ernst, bald lustig von den Erlebnissen im Krieg, und alle hörten ihm zu, bald in atemloser Spannung lauschend, bald laut lachend und jubelnd.

Der Alisi aber saß still und sinnend da. Sein Vater sprach in einer Ecke mit dem Buschmüller über alles, was nun einzurichten und zu ordnen sei, um die Wirtschaft auf dem Ulmenhof wieder in rechten Gang und gute Ordnung zu bringen, und niemand in der von der Freude und dem guten Trunk gleich erregten Gesellschaft bemerkte es, daß der Alisi aufstand und leise hinausging.

Die Sterne funkelten vom dunklen Himmel herab. Der Abend war wohl kalt und frisch, aber ruhig und schön, kein Windhauch regte sich, keine Wolke verhüllte die hellglänzenden Lichter des Firmaments.

Hochklopfenden Herzens eilte der Alisi den Weg zum Flusse hinab; er schritt am Ufer weiter; langsamer wurden seine Schritte, als er in die Nähe der großen Buche kam, und zögernd nur wagte er die Augen aufzuschlagen.

Aber nein — er hatte sich nicht getäuscht, seine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen, denn dort an dem mächtigen Baumstamm lehnte Maria Borischa, die Hände auf der Brust gefaltet, das Haupt aufgerichtet zu den Sternen. Sie hörte seine Schritte. Mit ausgebreiteten Armen kam sie ihm entgegen. Stumm wie das erstemal, als ihre Herzen sich zu einander fanden, sank sie an seine Brust, und lange standen sie umschlungen in inniger Umarmung.

Der Schmerz mag Klagen finden — das höchste Glück des Herzens hat keine Worte. Die Sprache wäre zu arm gewesen, um auszudrücken, was die beiden empfanden.

„Mein Alisi!“ rief sie endlich, und aus diesem Ruf klang die ganze Seligkeit hervor, die sie erfüllte.

„Maria Borischa," antwortete er, und mehrmals wiederholten sie so ihre Namen.

In diesen Namen hatte ja so lange all ihr Kummer und all ihre Sorge gelegen, diese Namen waren jetzt der freudige Jubelruf ihres Glücks. Sie dachten nicht an die Zukunft, sie fragten nicht, wie es werden möchte — was kümmerte sie das alles, sie hatten sich wieder, das war ihnen genug. Gott, der dies Wunder gethan, konnte sie ja nicht verlassen, er mußte ihnen ja weiter helfen und beistehen.

Endlich trat Maria Borischa erschrocken zurück, sie hatte gefühlt, daß Alisi schmerzhaft zusammenzuckte, als sie ihren Arm um seine Schulter schlang — sie sah, daß sein linker Arm in der Binde hing.

„Du bist verwundet, mein Geliebter!" rief sie; „o mein Gott, das habe ich nicht gesehen — ich habe Dir wehe gethan!"

„Es ist nichts," sagte der Alisi lächelnd; „ein Schuß in die Schulter — mein Arm wird wohl steif bleiben, aber darum wird sich das Herz meiner Borischa nicht von mir wenden, das weiß ich."

Statt aller Antwort küßte sie zart und innig die Hand, welche in dem Tuch der Binde ruhte.

„Die größte Gefahr," sagte er, mit dem rechten

Arm sie umschlingend, „hat ja Gott gnädig abgewendet, und heute in der Stunde des Wiedersehens will ich Dir das Werkzeug der Gnade Gottes geben, das mein Leben gerettet — Du sollst es aufbewahren an dem heiligsten Platz, den Du hast, und wenn Du betest, sollst Du das Auge drauf richten und der Stunde gedenken, da der Todesengel an mir vorüberging.“

Er zog das Etui mit dem Bilde des Königs aus der Tasche; er erzählte ihr, wie es zugegangen, daß die Kraft der tödlichen Kugel an diesem Bilde gebrochen war.

„Nimm es,“ sagte er, „und werde nie müde, Gottes Segen für den König zu erflehen, der auch im Bilde seinen Getreuen schützend nahe ist.“

„Das Bild,“ rief sie, „soll unter der heiligen Muttergottes seinen Platz haben, und wenn ich zu ihr bete, will ich meine Augen darauf heften! Das ist keine Sünde, ist doch der König der Stellvertreter Gottes auf Erden, und hat doch der Himmel so recht sichtbar durch ihn uns seine höchste Gnade gegeben.“

Inbrünstig küßte sie das Etui. Sie öffnete es und versuchte, das Bild zu betrachten, aber das Sternenlicht reichte nicht aus dazu — sie verschloß

es wieder, küßte es noch einmal und barg es dann an ihrer Brust.

Da rauschte es in den Zweigen.

Erschrocken fuhr Maria Borischa zusammen — der Gedanke an den Vater durchzuckte sie, aber nur einen Augenblick dauerte diese Furcht, dann schlang sie ihren Arm um den Alisi und zog diesen einen Schritt vorwärts nach dem Gebüsch hin, mutig bereit, für ihre Liebe einzustehen.

Doch es war nicht der Rübenbauer, der aus den raschelnden Zweigen hervortrat. Maria Borischa erkannte in der dunklen Gestalt, die sich ihr näherte, die Kräuterhanni mit ihrem Stock und ihrem Ranzen.

„Ah, die schöne Maria Borischa," sagte die Alte mit ihrer scharfen Stimme, bei deren höhnischem Klang das Mädchen unwillkürlich zusammenschauerte, „und der Alisi Breitlinger! Hab' es schon gehört, daß der Alisi wieder zurückgekommen ist aus dem Krieg und daß der Buschmüller den Ulmenhof wieder gekauft hat. Ich wünsche ihm Glück dazu. Einer freilich," fügte sie hinzu, indem ihre Augen durch die Dunkelheit funkelten, „einer wird sich vielleicht nicht freuen darüber, daß der Alisi so schnell zurückgekommen ist und daß die alte Liebe wieder im Gang ist; aber vielleicht hat es so kommen sollen

— sie wissen's alle nicht, woher der Buschmüller das viele Geld genommen hat, um den Ulmenhof zurückzukaufen — hahaha — vielleicht weiß es die alte Hanni! He — Maria Borischa?"

„Was spricht die Alte," fragte der Alisi, „was sagt sie da von einem, der sich nicht freuen würde — was meint sie mit dem Gelde?"

„Schäm Dich, Kräuterhanni," sagte Maria Borischa mit bebender Stimme, „wie magst Du so hämisch sprechen — habe ich Dir doch niemals Böses gethan."

„Niemals Böses?" zischte die Alte. „Doch ich habe schon lange gesucht, Euch zu begegnen, Maria Borischa," fuhr sie fort, „weil ich nicht herunterkommen wollte nach dem Rüdenhof, denn der Vater sollte doch wohl nichts wissen davon, daß Ihr mir damals das Kind gebracht und in Pflege gegeben in der Nacht mit dem schönen jungen Herrn, der mir die Börse mit dem vielen Golde zurückließ und mit dem Ihr dann wieder fortgingt durch den Wald!"

„Was sagt sie?" rief Alisi entsetzt. „Ein Kind in Pflege gegeben? Ein junger Herr? Eine Börse mit Gold? Was bedeutet das? Maria Borischa, ist das wahr?"

„Wie mögt Ihr so sprechen, Kräuterhanni," rief

das Mädchen zitternd, „wie mögt Ihr solche Sünde begehen! Und Du, Alisi, wie magst Du glauben, wie magst Du nur denken —“

„Eine Sünde begehen?“ rief die Alte drohend. „Ist es eine Sünde, die Wahrheit zu sagen, und ist es nicht die Wahrheit, daß Ihr zu mir gekommen seid im Dunkel der Nacht mit einem jungen Herrn, so schön und so fein, daß es wohl ein Graf sein mochte? Und habt Ihr mir nicht da ein Kind in Pflege gegeben und hat er nicht schweres Gold in meine Hand gelegt, um das Kind zu pflegen? Ich habe gehalten, was ich versprach. Der Bezirkshauptmann von Tölz hat des Kindes Heimat ermittelt — es stammt von armen Leuten in den Bergen und hat sich verirrt beim Schwämmesuchen, und die Eltern haben's mir gerne gelassen, da sie es kaum ernähren können, und ich halte es in guter Pflege und habe den armen Leuten noch etwas abgegeben von dem Golde, damit sie besser für ihren gebrechlichen Sohn sorgen können, den sie noch zu Hause haben! Wo ist bei dem allem eine Sünde, Maria Borischa? Hätte ich vielleicht vor dem Alisi nicht sprechen sollen von der Sache und von dem schönen, feinen, vornehmen Herrn? Nun, es wird wohl nichts thun,“ fuhr sie hämisch lachend fort; „er weiß ja doch, daß

kein Gold vom Himmel fällt, und wenn der feine, schöne Herr, mit dem Ihr in der Nacht bei mir waret, das Geld gegeben hat, um den Ulmenhof zu kaufen, da muß der Alisi Euch doch dankbar sein, daß Ihr so gut für ihn gesorgt habt!"

„Schweig!" rief Maria Borischa außer sich, indem sie drohend die Hand gegen die Alte erhob. „Schweig — oder ich werde es auch glauben wie die anderen, daß Du eine Hexe bist, die mit dem Bösen im Bunde steht!"

„Glaubt, was Ihr wollt, meine schöne Jungfer Maria Borischa," rief die Alte höhnisch, „ich weiß doch, was ich weiß, und wenn's der Alisi hier bis jetzt nicht gewußt hat, so solltet Ihr mir's danken, daß ich es ihm heut gesagt, damit es später nicht schlimmern Streit gibt! Der Ulmenhof ist wohl ein hübscher Preis, und für den kann man wohl schon ein Auge zudrücken!"

Sie verschwand in den Gebüschen. Das dürre Laub raschelte unter ihren Füßen, und ihr gellendes Lachen klang unheimlich durch die Zweige.

„Halt," rief der Alisi, der bis jetzt wie betäubt dagestanden hatte, „halt, Hexe, so entkommst Du mir nicht — ich will die Wahrheit wissen!"

Er wollte ihr in das Gebüsch nachstürzen, aber

er blieb stehen, und während das gellende Lachen der Alten sich immer weiter entfernte, sagte er:

„Die Wahrheit — dort? Da habe ich wohl eine nähere, eine reinere Quelle! Maria Borischa, ich liebe Dich — ich glaube an Dich — sage mir ein Wort, daß alles Lüge war, was die Alte mir ins Ohr zischte, und ich werde den Keim der bösen Saat aus meinem Herzen reißen und weit von mir schleudern!“

Er berührte des Mädchens Hand, beugte sich zu ihr herab, um in der Dunkelheit ihr Gesicht zu sehen.

Ihre großen Augen sahen starr zu ihm auf, ihre Hand zitterte in der seinen, kein Laut kam über ihre Lippen.

„Maria Borischa,“ rief er, „ich frage Dich im Namen Gottes, der über den Sternen thront und vor dem keine Lüge besteht: ist es wahr, daß Du mit einem Fremden, mit einem feinen Herrn in der Nacht bei der Alten oben warst, ihr ein Kind in Pflege zu geben für schweres Gold? Antworte mir im Namen des allwissenden Gottes!“

Schmerzvoll zuckte Maria Borischas Gesicht.

„Das ist wahr,“ sagte sie mit unendlich traurigem Ton, „und doch — o, Du solltest so nicht fragen, Alisi —“

„Wahr, also doch wahr!“ rief er und drückte ihre Hand so fest zusammen, daß sie schmerzhaft

zuckte. „Während ich in heißer Sehnsucht Deiner gedachte — während ich aus jenem Brief mit den Worten Deiner Liebe in aller Gefahr und Not Mut und Hoffnung schöpfte, da trugst Du das Bild eines andern im Herzen?“

„Alisi — Alisi!“ rief Maria Borischa mit schmerzlichem Vorwurf.

„Du hast,“ sprach er feierlich, „mir gesagt, daß der Geist Deiner Mutter sich zu Dir herabneige von den Sternenhöhen des Himmels. Maria Borischa — der Mutter Geist möge sich von Dir wenden und seinen Fluch auf Dich herabschleudern, wenn Du mich belügst in diesem Augenblick! Maria Borischa — im Namen Deiner Mutter sage mir, wer jener Fremde war — schwöre mir, daß Du ihn nicht liebst, nicht geliebt hast!“

„Wer er war,“ erwiderte Maria Borischa zitternd, „ich weiß es nicht —“

„Du weißt es nicht,“ rief er, „und dennoch durchstreifst Du den Wald mit ihm in finsterer Nacht? O, nun sage auch noch, daß Du ihn niemals geliebt hast, daß Du ihn nicht heute noch liebst — es kommt ja auf eine Lüge mehr nicht an.“

Maria Borischa richtete sich auf. Stolz blitzten ihre Augen.

„Nein," rief sie, „Alisi, nein, das werde ich nicht sagen, da Du mich fragst im Namen meiner Mutter! Ja, ich liebe jenen Fremden, ich trage sein Bild im Herzen, seit ich ihn sah, und niemals, niemals kann ich ihn vergessen!"

„O mein Gott, mein Gott!" rief der Alisi, indem er die Hände an seine Stirn drückte und mit dem Fuß auf den Boden trat.

„Höre mich an, Alisi," fuhr sie fort. „Bei den Sternen dort oben — ich spreche die Wahrheit! Ich kenne jenen Fremden nicht, und doch liebe ich ihn, doch blicken seine strahlenden Augen, die so licht und rein sind wie der Himmel selbst, zu mir herab, wenn ich bete, und in meinen Traum hinein klingt seine Stimme wie heiliger Orgelton. So wie ich ihn liebe, so müßte man wohl die Engel lieben, die Gott herabsendet als die Boten seines Segens. Aber nicht so wie Dich liebe ich ihn — wir, mein Alisi, sind eins in Zeit und Ewigkeit — zu ihm aber, dessen Bild in himmlischer Klarheit vor mir steht, blicke ich auf in weite Fernen — hoch über mir wird er schweben in alle Ewigkeit wie ein leuchtender Stern, der uns so unendlich fern ist und dessen wohlthätiges Licht wir doch so warm im Herzen fühlen! Vor ihn könnte ich hintreten an

Deiner Hand und ihm sagen: ‚Seht, Herr, das ist mein Alisi — blickt auch ihn freundlich an, wie Ihr mich angeblickt habt, daß das Licht Eurer Augen auch ihm Glück bringe!‘ Ich hätte Dir das alles gesagt, mein Alisi — ich habe ihm auch von Dir gesprochen und von unserer Liebe, und er hat mir so freundlich zugehört — er hat mich getröstet in meinem Kummer — er hat mir versprochen —“

„Nun, er hat sein Versprechen gehalten!“ rief Alisi mit lautem Hohnlachen, das schauerlich aus seiner von wildem Schmerz zerrissenen Brust hervorklang. „Der Ulmenhof ist ja wieder mein — o, es ist ein großmütiger Herr, wo es gilt, das Gold mit vollen Händen zu spenden; aber ich verfluche sein Gold, mit dem er Deine Liebe erkauft und das Heiligtum meiner Seele zu seinem Spielzeug gemacht hat!“

„Alisi — Alisi,“ rief Maria Borischa verzweiflungsvoll, „das ist zu viel — mag Dir Gott vergeben, was Du an mir thust —“

„Ja,“ sagte Alisi mit dumpfem Ton, „Gott mag vergeben, ich kann es nicht!“

Und schnell sich umwendend, stürmte er davon, mit mächtigen Schritten am Ufer des Flusses entlang dem Dorfe zueilend.

Ein Schrei der Verzweiflung klang von Maria Borischas Lippen — sie sank in die Kniee und streckte die Arme nach Alisi aus.

Er aber hörte nicht und sah sich nicht um — bald waren seine Schritte in der Ferne verklungen.

Eine Zeit lang blieb Maria Borischa starr und unbeweglich; sie war betäubt von dem furchtbaren Schlage, der sie so unerwartet getroffen; alles schien schwarz und dunkel um sie her; sie schlug ihre Augen nicht auf zu den Sternen; sie fand kein Gebet und keine Thränen.

Langsam stand sie auf, mit gleichmäßigen Schritten, wie mechanisch, ging sie über den Wiesenrain nach dem Rüdenhof zurück; ihr Körper allein schien thätig; ihre Seele hatte nur das eine Gefühl eines unendlichen, vernichtenden Jammers.

Der Rüdenhof lag still da. Ihres Vaters Fenster waren dunkel. Sie stieg zu ihrer Kammer hinauf, zündete die Lampe an und trat mit gefalteten Händen vor das Muttergottesbild. Aber sie fand kein Gebet, und wie bitterer Vorwurf klang es von ihren Lippen:

„Hast du darum den Alisi gerettet, daß ich ihn verlieren sollte, schlimmer, als wenn er gestorben wäre? Du hast die Kugel von seinem Herzen

abgehalten, und du konntest es nicht schützen vor dem giftigen Geschoß der Verleumdung?“

Unwillig zog sie das Etui, das Alisi ihr gegeben, aus dem Mieder hervor und warf es auf den Tisch, der unter dem Muttergottesbilde stand.

Der Deckel sprang durch die Erschütterung auf.

Das Licht der Lampe fiel auf das Bild des Königs.

Maria Borischas Augen öffneten sich weit; ein Zittern durchflog ihren ganzen Körper; wie von plötzlich aufflammendem Licht geblendet, stand sie da.

„O mein Gott,“ sagte sie, schwer atmend, „das ist ja er — er — der König! Nein, nein — das ist nicht möglich — das sind ja die Augen, die in mein Herz leuchteten, das sind die Lippen, welche so freundliche Worte zu mir sprachen! Dies Bild hat die feindliche Kugel von seinem Herzen abgehalten — dies Bild gibt mir mein Leben wieder! Er der König! Ja, ja — so mußte es sein! Nun weiß ich auch, warum ich ihn so liebe, so lieben mußte, wie man keinen andern Menschen auf Erden lieben kann, so heilig, so rein — ihn, den alle lieben, zu dem alle aufschauen wie zur Sonne, die für alle scheint und deren Licht und Wärme doch wieder jedem einzelnen eigen gehört.“

Sie stellte das Etui mit dem Bild unter die Madonna und sank auf die Kniee nieder; ein Thränenstrom brach aus ihren Augen hervor.

Sie schluchzte laut, aber sie lächelte unter Thränen, und ihre unzusammenhängenden Worte waren ein Gebet, das Gott wohlgefälliger sein mochte als jedes andere — und während sie so betete, drückte sie ihre Lippen auf den Ring an ihrem Finger, den der König ihr gegeben und von dem er ihr gesagt, daß er ihr ein Talisman sein solle zu ihrem Glück. —

Der Alisi fand noch die Gesellschaft auf dem Ulmenhof beisammen.

Kaum hatte man seine Abwesenheit bemerkt.

Still mischte er sich wieder unter die übrigen.

In der allgemeinen, freudigen Erregung sah niemand, daß er so bleich war und seine Augen so unheimlich funkelten.

Er zog den Buschmüller beiseite.

„Hört," sagte er, sich mit aller Kraft zur Ruhe zwingend, „hört, Buschmüller, es ist ja sehr schön und gut, daß alles so gekommen ist und daß der Ulmenhof wieder uns gehört, aber Ihr werdet's begreifen, daß ich es wohl wissen möchte, wem ich denn zu danken habe für solche Wohlthat; es ist doch wohl kein Geschäft, denn im Geschäft leiht

man solche Summe nicht ohne hohen Zins und Sicherheit."

„Nein, ein Geschäft ist es nicht, Alisi," sagte der Buschmüller ernst und feierlich, „es ist eine Wohlthat, wie sie der barmherzige Gott durch seine Erwählten vollbringen läßt, und ich begreife es auch, daß Ihr wohl wissen möchtet, wem Ihr zu danken habt, aber ich kann's Euch doch nicht sagen — ein heiliges Wort bindet mich. Thut, wie ich es von Eurem Vater verlangt habe — Euer ganzes Leben über gebt den Armen und Bedürftigen, wo Ihr könnt und was Ihr könnt, dann wird Euer Dank dem Wohlthäter Freude machen."

„So ist es ein hoher Herr, ein Graf wohl gar?" fragte der Alisi mit bebender Stimme.

„Ein hoher Herr," erwiderte der Buschmüller, indem er einen Augenblick seine Mütze abnahm, „ja, ein hoher Herr! Doch nun fragt nicht weiter, denn ich kann es Euch doch nicht sagen — Ihr wißt, was eines Mannes Wort bedeutet."

Schnell stand er auf und trat zu den anderen, er mochte wohl weiteren Fragen ausweichen wollen. Der Alisi aber lachte grimmig in sich hinein, ließ sich einen Maßkrug füllen und trank ihn in durstigem Zuge leer.

Endlich brachen die Gäste auf.

Der Friedel Breitlinger war erschöpft von den Erschütterungen des Tages; er umarmte noch einmal den Alisi, und dann ging er in seine Kammer, die er nie wieder zu betreten geglaubt hatte und die ihn nun so heimisch grüßte mit all den Erinnerungen seines langen Lebens.

Für den Linsmaier war eine Wohnung zurecht gemacht im Ulmenhof. Er hatte manche Maß geleert, und schnell versank er in tiefen, glücklichen Schlaf auf dem weichen Lager, das er so lange entbehrt hatte.

Der Alisi hatte stumm den Gästen die Hand gedrückt und dann war er in seine Kammer gegangen. Aber die ganze Nacht hindurch war sein Fenster hell, und hätte der ganze Ulmenhof nicht in so tiefem Schlaf gelegen, so hätte man langsame, gleichmäßige Schritte dort oben hören können, welche nur zuweilen anhielten, wenn der Alisi, an das Fenster tretend, starren Auges hinausblickte über den Fluß und den Wald zu den Sternen hinauf, die ruhig und gleichmäßig dahinziehen über den Wechsel des Glücks und der Schmerzen auf Erden. —

Am andern Morgen war Maria Borischa zeitig aufgestanden und vom Rüdenhof gegangen.

Sie wolle zur Frühmesse in die Kirche, hatte sie

den Knechten gesagt und hatte auch feiertägliche Kleider angelegt.

Die Knechte fanden das ganz natürlich; sie wußten ja wohl, wie es mit ihr und dem Alisi stand, und begriffen, daß sie dem Himmel danken wollte für die Heimkehr ihres Geliebten.

Der Rüdenbauer fragte nicht nach ihr, und schweigsam that er sein Werk. Auch als sie mittags nicht beim Essen erschien, sagte er nichts, nur wurden seine Blicke noch finsterer als vorher, und sein Teller war fast unberührt, als er seinen Stuhl zurückschob und heute selbst das kurze Dankgebet sprach, was sonst die Maria Borischa gethan hatte. Als sie jedoch am Abend nicht wiederkam, da begann er unruhig zu fragen, aber niemand von den Knechten konnte ihm Antwort geben, sie wußten nur, daß sie morgens fortgegangen war zur Frühmesse. Der Rüdenbauer zwang sich zur Ruhe.

„Ja, ja," sagte er, „da fällt mir ein, sie hatte ein Geschäft in Tölz, einen Einkauf für die Wirtschaft — sie wird dort geblieben sein bei guten Freunden und erst morgen wiederkommen."

Das sagte er ruhig und gleichgiltig, aber doch zitterte seine Stimme dabei, und als alle im Hause schliefen, da kam er heraus und rief leise seinen

Fanghund und ging mit ihm hinaus in das Feld nach dem Platz unter der Buche, den Fluß auf und ab, spähend durch die Dunkelheit und den Hund anspornend, die Fährte zu suchen.

Das Tier lief auch hin und her, zuweilen schien es, als nähme es eine Spur auf, aber immer wieder kam es dann zu seinem Herrn zurück, leise knurrend, als ob es verkünden wolle, daß seine Mühe vergeblich sei.

Da begann der Rüdenbauer erst leise, dann lauter den Namen seiner Tochter zu rufen, aber nichts antwortete, nur hin und wieder klang das Echo schauerlich aus dem Gebüsch zurück.

Endlich sah er ein, daß all sein Suchen vergeblich sein müsse in der dunklen Nacht. Schon wollte er nach Hause zurückkehren, da blitzte ein Gedanke in ihm auf.

Eilig schritt er in das Gehölz hinein und stieg, mit seinem Stocke den Weg suchend, den Berg hinauf, bis er, ganz außer Atem vom hastigen Lauf, an der Hütte der Kräuterhanni ankam.

Noch brannte Licht in der Hütte. Die Thür war unverschlossen. Der Rüdenbauer trat ein.

Die Kräuterhanni saß zusammengekauert vor dem Herd. Die kleine Lampe stand neben ihr. Die

Hände mit ihrem Strickzeug waren in den Schoß gesunken. Sie starrte in die erlöschende Glut des Herdes.

In einem Winkel des Zimmers stand neben einer großen Bettstelle ein Kinderbett, durch vorgehängte Decken gegen das Licht geschützt.

Als der Buchlechner die Thür öffnete, richtete die alte Frau den Kopf auf.

„Ah," sagte sie, „Ihr seid es, Rüdenbauer? Was führt Euch zu mir her in finsterer Nacht? Es scheint, daß man bei Euch den Tag zur Nacht verkehrt, denn zu so später Stunde war es auch, als die Maria Borischa zu mir kam mit dem schönen, vornehmen Herrn, der mir das Kind da brachte."

„Die Maria Borischa ist fort," rief der Rüdenbauer, „und ich bin gekommen, sie hier zu suchen — ist sie nicht zu Euch heraufgestiegen?"

„Zu mir?" rief die Alte, höhnisch lachend. „Zu mir? Sie hatte ja keinen Begleiter — der feine Herr ist nicht mehr da, und der Alisi wird wohl nicht mehr mit ihr gehen. Ihr wißt ja, daß ich ihm erzählt habe von dem andern, und sie hat mir gedroht und mich eine Sünderin genannt, als ob es Sünde wäre, die Wahrheit zu sagen."

„Ich bitte Euch, Kräuterhanni," sagte der Buchlechner mit flehendem Ton, wie man ihn wohl noch nie bei ihm gehört hatte, „ich bitte Euch, sagt auch mir die Wahrheit — verbergt mir nichts — ist die Maria Borischa hier gewesen? Wißt Ihr, wohin sie gegangen?"

„Wie soll ich es wissen," erwiderte die Kräuterhanni, „und was geht es mich an?! Sucht doch im Walde, wo sie sich mit dem Alisi zusammentraf und mit dem andern, oder sucht im Wasser des Flusses," fügte sie mit schauerlichem Ton hinzu; „sie saß ja oft am Ufer und flüsterte mit den Wellen, als ob sie ihre Sprache verstünde!"

„Im Wasser!" schrie der Buchlechner auf. „Allmächtiger Gott, was wollt Ihr damit sagen?"

„Nichts," erwiderte die Alte, „als was meine Worte bedeuten. Hat man doch oft schon junge Dirnen, die am Liebeskummer krank waren, im Wasser gefunden, wo sie Kühlung gesucht haben für ihr Herzensfieber."

„Allmächtiger Gott," rief der Buchlechner, „wenn das wahr wäre — wenn Ihr etwas davon wüßtet! Sie war wohl geartet, um zu so furchtbarem Entschluß zu kommen — Ihr, Ihr hättet sie in den Tod getrieben!"

„Ich?“ fragte die alte Frau. „Warum ich? Ich habe Euch ja zuerst erzählt, was ich gesehen und erlebt mit Eurer Tochter, und Ihr habt mir ja gesagt, daß ich dem Alisi das alles auch erzählen sollte. Nun, ich habe aufgepaßt, und als sie beide zusammen waren da unten unter der Buche, da habe ich's erzählt, und da hat es Jammern und Weinen und Drohen und Verwünschungen gegeben, und ich denke, ich hab's Euch recht gemacht, denn der Alisi und die Maria Borischa sind nun wohl auseinander für immer, und Ihr habt mir viel Geld versprochen, wenn ich sie auseinander brächte. Ich glaubte, Ihr kämet, um mir das Geld zu bringen — denn ich kann's brauchen für meine Armen.“

„So habe ich es nicht gemeint!“ rief der Rüdenbauer. „Den Alisi solltet Ihr abwenden von ihr, aber nicht ihr das Herz brechen —“

„Nun,“ sagte die Alte, „ich hab's gemacht, wie ich's am besten hielt, und es hat wohl so am sichersten gewirkt, denn sie hat es ja nicht leugnen können vor ihm selbst, daß ich die Wahrheit gesagt.“

„Und was wißt Ihr von der Maria Borischa?“ fragte der Rüdenbauer angstvoll. „Was habt Ihr gesprochen von dem Wasser des Flusses, in dem ich sie suchen soll?“

„Nun," sagte die Kräuterhanni, „wäre sie die erste? Und die letzte wird sie auch nicht sein, denn es thut nimmer gut, wenn eine Dirne mit zwei Buben ihr Spiel treibt."

„Verdammte Hexe," rief der Rüdenbauer außer sich, indem er mit geballten Fäusten auf die Alte eindrang, „gib mir mein Kind zurück — Du hast sie in den Tod getrieben!"

Die Alte war aufgesprungen und streckte mit so furchtbar drohenden Blicken die Hand gegen ihn aus, daß er entsetzt zurückwich.

„War sie mein Fleisch und Blut?" rief sie. „Habt Ihr sie nicht selbst in meine Hände gegeben, um sie von dem Alisi zu trennen — und wäre sie nicht am sichersten von ihm getrennt, wenn sie da unten läge auf dem Grunde des Flusses? Doch nein," fuhr sie dann fort, „nein, so ist es dennoch nicht, Ihr habt sie nicht in meine Hände gegeben — das Verhängnis war es, das alles Unrecht rächt auf Erden. Hört zu, Rüdenbauer," sagte sie, sich wieder auf ihren Schemel am Herde setzend, „hört zu, ich will Euch eine Geschichte erzählen."

Auf seinen Stock gestützt, blieb der Rüdenbauer vor ihr stehen; seine Hände zitterten; mit ängstlicher

Scheu sah er die Alte an, deren Augen wundersam blitzten und funkelten.

„Es ist lange her," begann die Alte, „lange — lange — da war ich noch nicht ein altes Weib, das sie eine Hexe nennen und dem sie aus dem Wege gehen, wenn sie keinen Heiltrank von ihr haben wollen für Menschen oder Vieh. Ich war jung und frisch und sauber wie nur eine Dirne rings umher im Land und diente auf dem Schloß des Grafen dort hinter den Bergen. Die Diener alle und die Buben rings umher thaten wie närrisch um mich, und das freute mich, denn ich war eitel und hoffärtig, wie man es ist in der Jugend; aber mit keinem ließ ich mich ein, und mein Herz blieb frei — ich lachte mit allen und weinte über keinen, wenn er sich abwendete von mir und mit anderen Dirnen schön that. So ging es eine Zeit lang. Da kam ein Trupp Zigeuner in die Nähe des Schlosses und lagerte im Walde. Wir gingen hinaus, um uns aus der Hand wahrsagen zu lassen, und es war einer dabei, den nannten sie den schwarzen Boris —"

„Den schwarzen Boris!" rief der Rübenbauer, der bisher nur halb zugehört hatte und mehr mit seinen Gedanken beschäftigt schien als mit der Erzählung der Alten.

„Den schwarzen Boris — ja, den schwarzen Boris."

„Was ist es mit ihm — den habt Ihr gekannt?"

„Wie Ihr mit einmal aufmerkt, Buchlechner!" sagte die Alte, höhnisch lachend. „Ja, ich habe ihn gekannt, er hatte etwas in seinen dunklen Augen, das mir bis in die Herzenstiefe drang, und als er meine Hand nahm, die Linien darin anzusehen, da fühlte ich es wie einen Feuerstrom in allem meinem Blut — ich hörte kaum, was er sagte, und wußte kaum, wie ich nach Hause kam zum Schloß mit den anderen, die da lachten und scherzten über die Wahrsagung der Zigeuner. Und da kam es denn, daß wir uns trafen im Wald und daß ich ihm anhing wie verzaubert, obgleich ich Furcht hatte vor seinen schwarzen Augen und zitterte, wenn sein Arm mich umschlang.

„Das ging so eine Zeit lang, bis eines Tages im Schloß erzählt wurde, daß die Truppe abgezogen sei. Ich suchte den Boris auf an der Stelle, wo wir uns getroffen hatten, er kam nicht, er war fortgezogen, ohne Abschied — ich war ein Zeitvertreib für ihn gewesen wie eine Blume, die man pflückt und dann fortwirft. Was ich ausgestanden habe in jener Zeit, das geht Euch nichts an," sagte sie rauh,

„der Mensch muß eben tragen, was ihm auferlegt wird. Mich auch hat es damals hinabgezogen zur Tiefe, über die die Wellen hinrauschen, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich den lockenden Stimmen gefolgt und für immer verschwunden wäre aus der Welt, in der ich glaubte, das Bitterste erlebt zu haben, und die noch so viel Elend für mich übrig hatte. Aber ich war stolz und trotzig, ich wollte stärker sein als mein Jammer, und ich trug's. Ich wurde auch wieder ruhig, und da kam," fuhr sie, hastiger sprechend, fort, „ein Jäger des Grafen auf das Schloß, ein ernster, treuer und frommer Mann, der sprach freundlich mit mir, und ich merkte wohl, daß ich ihm gefiel. Ich freilich konnte ihn nicht lieben, aber ich hatte so rechtes Vertrauen zu ihm, und als er mir seine Hand bot, da nahm ich sie an — ich glaubte, Gott hätte mir eine Stütze gesendet im Leben, nach der ich so sehr mich sehnte. Wohl wollte ich es ihm oft sagen, was mir geschehen war, aber ich brachte es nicht über die Lippen — ich vermochte es nicht, ihm so wehe zu thun, und ich hatte zu viel Furcht, ihn zu verlieren. Später zog ich hieher mit ihm und mit meinem Sohn; er war hier zum Waldaufseher gestellt, und wir lebten glücklich und zufrieden in dieser Hütte hier."

Der Rübenbauer war immer unruhiger geworden.

„Und weiter," rief er, „weiter!"

„Habt Geduld," sagte die Alte mit schauerlich dumpfem Ton, „ich komme bald zu Ende. Eines Tages ging ich durch den Wald, um eine Besorgung zu machen im nächsten Ort da drüben. Da plötzlich, auf einsamem Wege stand der Boris vor mir. Ich wollte zusammenbrechen vor Schrecken — ich wollte fliehen, aber er hielt mich fest. Seine Bande sei hier in der Gegend, sagte er, um eine Abtrünnige aufzusuchen, die entflohen sei und die er wieder zurückführen wolle oder sich an ihr rächen — es war seine Schwester, und er hatte ihr und ihrem Entführer Verderben geschworen und wollte die Gelegenheit erspähen, seinen Racheplan auszuführen."

„Borischa — entsetzlich — meine Borischa," rief der Rübenbauer, „er hatte ihre Spur gefunden?!"

„Ah," sagte die Alte, „erkennt Ihr ihn? Ihr wißt es wohl, daß es Eurer Borischa schlecht gegangen wäre dafür, daß sie ihrem Stamm abtrünnig geworden war — wenn nicht — doch hört weiter, denn von mir will ich sprechen!

„Des Boris Augen hatten ihre Zaubermacht über mich behalten — ich vergaß alles — ich vergaß meinen Mann und mein Kind. An jedem Tage

kam ich hinaus zu ihm, wie er es befahl, und dann einmal, als ich am dunklen Abend an einsamer Stelle in seinen Armen ruhte, vor Wonne, halb und halb vor Entsetzen schaudernd, da rauschte es im Gebüsch, und mein Mann, mein treuer, braver Mann, stand vor mir! Was die beiden sprachen, ich weiß es nicht mehr — meine Sinne verwirrten sich — ich wollte rufen, um Gnade flehen, die Stimme versagte mir — ich sah nur, wie mein Mann sein Gewehr erhob. Der Schuß fiel, aber Boris hatte sich gebückt. Wie eine Katze sprang er heran, er rang mit meinem Mann, er entwand ihm das Gewehr und mit dem Schuß des zweiten Laufes streckte er ihn nieder.

„Bewußtlos sank ich zu Boden — wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht.

„Als ich wieder zu mir kam, war der Mond am Himmel aufgegangen. Boris war verschwunden — ich war allein im Walde mit meinem toten Mann, dessen offene Augen mich furchtbar anstarrten. Von Entsetzen gepeitscht, entfloh ich. Ich kam zu Hause an, ich sank am Bette meines schlafenden Sohnes auf die Kniee — ich wollte beten — ich vermochte es nicht. Fragt mich nicht, was ich in jener Nacht gelitten — die Verdammten in den

Tiefen der Hölle können härtere Qualen nicht erdulden.

„Am andern Tage da brachten sie meinen toten Mann. Sie beklagten mich, sie wollten mich trösten — ich wollte sprechen — ich wollte den Mörder nennen, aber ich vermochte es nicht — ich hätte ja meine Schuld bekennen müssen — ich wollte nicht, daß mein Sohn mich einst verfluchen sollte! Ich nahm das Leben auf mich — ich schwur mir, zu büßen und zu sühnen, und ich habe gebüßt und gesühnt, so viel ich es vermochte. Ich habe allen Leidenden geholfen, wo ich es konnte, um Gotteslohn — vielleicht wird mir Gott anrechnen, was ich thun konnte, auf meine Schuld am Tage des Gerichts. Aber Haß und Rache schwur ich mir gegen den, der mich ins Verderben geführt mit der bösen Zaubermacht seines Blickes. Doch die Zigeunertruppe war fort am nächsten Tage, spurlos verschwunden, und der Boris mit ihr, und niemals habe ich wieder von ihm gehört — sie mögen wohl die Gegend gemieden haben, wo er den Mord begangen hat, und wenn Gott gerecht ist, so wird er ihn getroffen haben mit dem Blitz seiner Rache.

„Nun, Buchlechner," fuhr sie, aufstehend und nahe vor ihn hintretend, fort, „Eure Borischa war

des Boris abtrünnige Schwester, die er zu suchen kam, als er mit der tödlichen Kugel meines armen Mannes treues Herz traf! Eure Tochter ist von seinem Blut — begreift Ihr nun, daß ich sie hasse, wie ich ihn haßte! Meine Tochter, die nach meines Mannes Tod zur Welt kam, trug auf ihrem Antlitz die Farbe des Todes als das entsetzliche Erinnerungszeichen an jene furchtbare Nacht im Walde — Eure Tochter sah ich aufwachsen in frischer Jugendblüte! Meine Kinder arbeiten in schwerer Dienstbarkeit — Eure Tochter ist reich und geht umher wie eine Fürstin — ihr lachte das Glück der Liebe entgegen — sollte ich ihr solches Glück lassen — ihr, in deren Adern das Blut des schwarzen Boris floß, des Teufels, der mein Leben vergiftet und meine Seele vom Himmel losgerissen? Euer hartes Herz hat Euch in meine Hände gegeben, Euer Haß gegen den Breitlinger ist zum Werkzeug für meinen Haß gegen die Borischa geworden. Geht hin und sucht Eure Maria Borischa, und wenn Ihr sie findet auf dem Grunde des Flusses, so denkt daran, daß der Himmel meine Leiden gerächt hat an dem Blute des Boris, wie ich hoffe, daß er auf meine Sünde mir anrechnen wird, was ich Gutes gethan an allen Leidenden um Gottes willen."

Der Rübenbauer war zurückgewichen und streckte abwehrend die Hände gegen die Alte aus, die mit ihrem bleichen Gesicht und mit ihren flammenden Augen wie ein Gespenst vor ihm stand.

„Entsetzliches Weib!“ rief er. „Du ringst nach der Gnade des Himmels und kannst selbst nicht verzeihen? Du willst die Unschuldigen verderben für den Schuldigen!“

„Hat er, dessen Blut auch in ihr fließt, nicht den Unschuldigen gemordet um meine Schuld? Und war meine Schuld nicht die seine?“

Der Buchlechner ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Der Unschuldige für den Schuldigen,“ sprach er dumpf; „o mein Gott, wäre das wirklich des Himmels gerechtes Urteil? Habe nicht auch ich den Unschuldigen vernichten wollen für den Schuldigen? O allmächtiger Gott, gib, daß es noch Zeit ist, zu sühnen — rette mein Kind, daß ich gut machen kann, was ich an ihm verbrochen — laß die furchtbaren Qualen dieser Stunde zum Segen sich wenden!“

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, eilte er hinaus, und die Alte hörte, wie seine Schritte auf dem Waldwege verhallten.

Das kleine Mädchen war erwacht und blickte hinter dem Vorhang seines Bettes hervor.

„Was war das," fragte sie erschrocken, „wer war der wilde Mann — war das der böse Waldgeist, von dem die Leute erzählen?"

„Schlaf ruhig, mein Kind," sagte die Alte, „und bitte Gott, daß niemals die bösen Geister über Dich Macht gewinnen!"

„War es recht?" fragte sie leise, als die Kleine sich wieder auf ihrem Lager ausgestreckt hatte. „Ja — ja! Richtet sich nicht der Wurm auf gegen seinen Feind, der ihn erbarmungslos niedertritt? Es steht geschrieben, Auge um Auge, Zahn um Zahn — was ich verloren habe, ist mehr als Zahn und Auge."

Sie setzte sich wieder auf ihren Platz vor dem Feuer. Ihr Gesicht wurde wieder starr und kalt wie immer, und gleichmäßig klapperten die Nadeln ihres Strickzeugs in ihren dürren Fingern.

Dreizehntes Kapitel.

Mit Tagesgrauen war der Rüdenbauer schon wieder auf den Feldern und durchstreifte alles Gebüsch am Ufer des Flusses, indem er schaudernd hinabspähte zu den Wellen, ob wohl dort die Lösung des qualvollen Rätsels sich finden möchte, wie die Kräuterhanni gemeint hatte.

Die Erzählung der alten Frau hatte ihn furchtbar ergriffen, er schien gealtert in den letzten Tagen, seine Schritte waren unsicher, seine Blicke unstät, und schwer stützte er sich auf seinen Stock, als ob ihm die Kraft versage, sich aufrecht zu halten.

Als er, scheu zur Seite blickend, an einer Gruppe von Arbeitern vorüberging, hörte er den Namen des Alisi Breitlinger nennen.

Schnell sprang er heran und fragte die über sein verstörtes Gesicht erschrockenen Knechte:

„Was ist es mit dem Alisi?“

„Nichts, was Euch angeht," sagte der eine von den Knechten; „wir sprachen nur davon, daß der Alisi abberufen ist und schnell hat fort müssen — ein reitender Gendarm ist gekommen von Füssen, und der Alisi hat gleich müssen anspannen und mit ihm fahren."

„Jesus Maria," rief der Rübenbauer totenbleich, „was hat es gegeben? Warum ist er festgenommen? — Sollte er ihr," flüsterte er ganz leise vor sich hin, „ein Leides gethan haben in der eifersüchtigen Wut, in die ihn die alte Hexe hineingeredet?"

„Er ist nicht festgenommen," sagte der Knecht, „er ist ganz frei davongefahren — der Gendarm ist so freundlich mit ihm gewesen wie mit einem guten Kameraden — vielleicht soll er sich ausweisen über seine Verwundung oder Nachricht geben von seinem Regiment."

Der Rübenbauer schritt tief gebeugt weiter.

Die letzten Worte des Knechtes hatten ihn in seiner heftigen Erregung nicht ganz beruhigt. Jedenfalls war der Alisi fort, und das nahm ihm seine letzte Hoffnung.

Schwer hatte er während der Nacht mit sich selbst gekämpft und war endlich zu dem Schluß gekommen, den Alisi rufen zu lassen und ihn um

Gottes willen zu bitten, daß er ihm helfen möge, seine Tochter aufzusuchen, wenn er Maria Borischa jemals geliebt habe.

So tief hatte der innere Kampf seinen Stolz gebeugt und aller Haß, jedes andere Gefühl war verschwunden aus seinem Herzen vor der Todesangst um sein Kind, von dem er einst seiner Borischa Rechenschaft geben sollte in der Ewigkeit — und nun war der Alisi fort, vielleicht auf lange, und er stand allein, ganz allein vor dem furchtbaren Rätsel, in welchem die Ungewißheit ihn ebenso qualvoll peinigte, als er vor der Lösung zurückbebte.

Schon war er auf dem Wege nach dem Ulmenhof. Dem Breitlinger zu begegnen, hätte er sich überwinden können, um nach dem Alisi zu fragen — aber da begegneten ihm einige andere Bauern. Mit höhnischem Lachen und spitzen Reden blickten sie ihm nach.

Da bäumte sich sein alter, trotziger Stolz noch einmal auf, und schnell umkehrend, eilte er nach dem Rüdenhof zurück.

Vor der Thür stand ein offener Wagen mit zwei Postpferden.

Ein Schreiber des Bezirksamtes von Füssen war eben ausgestiegen und stand zögernd vor dem Thor.

„Ihr seid der Rüdenbauer?“ fragte er, als der Buchlechner hereintrat. „Der Herr Bezirkshauptmann in Füssen will Euch sogleich sprechen,“ fuhr er auf die bejahende Antwort fort, „steigt also schleunigst bei mir ein — wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Aber ich habe Geschäfte hier — dringende Geschäfte,“ sagte der Rüdenbauer.

„Ihr müßt sie wohl aufschieben bis morgen,“ antwortete der Schreiber, „der Befehl ist bestimmt — der Amtmann hat mir befohlen, Euch unter allen Umständen mitzubringen.“

„Und wenn ich mich weigere?“ fragte der Rüdenbauer, in dessen trüben Augen für einen Augenblick die alte Willenskraft aufblitzte.

„Dann muß ich freilich das Bezirksamt in Tölz requiriren, aber ich rate Euch, gutwillig mitzugehen, der Herr Amtmann hat nichts Böses mit Euch vor, so viel habe ich wohl bemerkt.“

Der Rüdenbauer hätte vielleicht noch Widerstand versucht, aber da fiel ihm ein, daß der Alisi ja nach Füssen gerufen sei, daß er ihm dort vielleicht begegnen und ihn besser noch als hier würde anreden können.

„Gut,“ sagte er, „ich will mit Euch fahren, aber ich muß morgen wieder zu Hause sein, das sage ich Euch vorher.“

Dann rief er eine der Hausmägde, und mit seltsam bewegter Stimme, die Augen zu Boden geschlagen, befahl er ihr, alles zuzurichten für die Maria Borischa, wenn sie etwa heute schon zurückkäme, und ihr zu sagen, daß er zu einem kurzen Geschäft habe verreisen müssen.

Darauf zog er sein Sonntagszeug an, stieg zu dem Schreiber in den Wagen und fuhr davon, während die Bauern ihm verwundert nachblickten und nicht ganz ohne Besorgnis ihre Meinungen darüber austauschten, was für einen bösen Streich er wohl im Sinn haben möchte, denn Gutes traute ihm keiner zu.

Der Alisi war wie betäubt gewesen am Morgen nach dem schweren Schlage, der ihn so ganz unerwartet mitten in sein Glück hinein getroffen. Noch immer konnte er das Unerhörte nicht fassen — und doch war es ja wahr, die Maria Borischa hatte es selbst ihm gesagt. Keinem andern in der Welt würde er es geglaubt haben, und hätte sie nur ein Wort gesprochen, so hätte er alles für Lüge gehalten, was die alte Greitlerin ihm gesagt. Fast wünschte er, daß sie den Mut der Lüge gehabt haben möchte, er hätte ja vielleicht in der Täuschung glücklich sein können, während jetzt die Wahrheit ihm so namenloses

Elend brachte. Seines Vaters Freude schnitt ihm durchs Herz, des Linsmaiers wiederholte Glückwünsche klangen ihm wie höhnischer Spott, wußte er doch nun, woher diese wunderbare Hilfe gekommen, die ihm sein Erbe wiedergab.

Er hatte es auf der Zunge, dem Vater alles zu erzählen, aber dann blickte er in dessen gefurchtes und abgemagertes Gesicht, das nun aufs neue freundlich strahlte; er dachte daran, was der alte Mann gelitten, und vermochte es nicht, dessen Freude wieder so grausam zu zerstören. Aber ertragen konnte er es doch nicht, all den Gästen, die immer noch kamen, Rede zu stehen und seine Verzweiflung in sich zu verschließen.

Er ging allein hinaus unter dem Vorwand, die Aecker und Felder zu besehen, und sprach laut seinen Schmerz in die freie Luft hinein, und am Abend sagte er dann seinem Vater, daß er eine Fahrt machen wolle in die Berge, um die Vettern aufzusuchen im Wald- und Jagddienst, und der Alte gab gern seine Zustimmung dazu — lag doch auch ihm daran, daß seine Verwandten und Namensvettern hoch in den Bergen ringsum es bald erführen, daß der Ulmenhof, von dem sie ja alle auch stammten, wieder in seinen Händen sei und daß sie willkommen

sein würden, wenn sie einmal herabkämen, ihn aufzusuchen im alten Familiensitz der Breitlinger.

Als dann am andern Morgen der Wagen schon auf dem Hof stand, um den Alisi hinaufzufahren zu dem Vetter in den Bergen, da war der Gendarm von Füssen gekommen mit dem Befehl vom Bezirkskommando, und gern hatte der Alisi seine Uniform angezogen und war mit ihm davongefahren — etwas Böses konnte es ja nicht sein, was der Herr Kommandant von ihm wollte, denn er wußte ja, daß er sich immer gut geführt und tapfer benommen hatte bei allen Gelegenheiten, und ihm war es ja gleichgiltig, wohin er fuhr, wenn er nur vom Ulmenhof und von Beuerwald weg kam, um ruhig zu werden und Herr über alle Gedanken, die in ihm durcheinander wogten wie die Wellen des stürmischen Meeres.

Als er in Füssen ankam, da erhielt er zuerst von dem Herrn Bezirkskommandeur, der ihn außerordentlich freundlich empfing, die Mitteilung, daß ihm für seine Tapferkeit vor dem Feinde das eiserne Kreuz verliehen sei.

Er empfing dieses schönste Ehrenzeichen des Soldaten mit wunderbar gemischten Gefühlen, und eine Thräne fiel auf das Kreuz herab, als er es in seiner Hand hielt und sich erinnerte, wie er immer in allen

Kämpfen an die Maria Borischa gedacht und an den Augenblick, in dem er einst vor sie werde hintreten können mit dem Ehrenkreuz auf der Brust.

Das war nun alles vorbei, bitterer Schmerz durchzuckte ihn, als der Herr Bezirkskommandeur das Kreuz ihm selbst auf der Uniform befestigte, und dennoch wieder schlug sein Herz stolz unter dem so einfachen und doch so edlen Ehrenzeichen; er fühlte in diesem Augenblick, daß es doch nun etwas Höheres und Größeres gäbe in der Welt als selbst seine verlorene Liebe.

Nachdem der Kommandant ihm noch ein zweites Kreuz für den Linsmaier eingehändigt hatte, erteilte er ihm zu seinem höchsten Erstaunen den Befehl, sogleich hinaufzugehen nach Hohenschwangau und sich dort bei dem diensthuenden Flügeladjutanten Seiner Majestät zu melden.

Auf des Alisi Frage, was dieser Befehl bedeute, zuckte der Kommandant die Achseln und erklärte, darüber nichts zu wissen; vielleicht werde man irgend eine Auskunft über sein Regiment von ihm verlangen. So machte sich denn der Alisi auf den Weg nach dem Schloß, und trotz seines Kummers konnte er nicht umhin, zuweilen hinabzublicken auf seine linke Brust, die das eiserne Kreuz schmückte.

Ehrfurchtsvoll sah er empor nach den Fenstern des Schlosses, ob dort vielleicht sein allergnädigster König zu erblicken wäre, dessen Bild ihn so wunderbar vor der tödlichen Kugel beschützt hatte, und es durchschauerte ihn eigentümlich bei dem Gedanken, sich so in der Nähe der Majestät zu wissen, die ihm hier in der Bergeseinsamkeit noch größer und erhabener erschien als inmitten aller glänzenden Pracht der Residenz in München, wo er zuweilen Posten gestanden hatte.

Er wurde bei seiner Meldung im Hof sogleich zu dem diensthuenden Adjutanten gewiesen.

Dieser führte ihn die Wendeltreppe zum zweiten Stockwerk hinauf.

Eine Thür wurde geöffnet.

Er hörte nur halb wie im Traum die Worte: „Der Unteroffizier Breitlinger steht zu Eurer Majestät Befehl!“ Und ehe er so recht zum vollen, klaren Bewußtsein gekommen war, stand er dem König gegenüber, der einen einfachen Zivilanzug trug, ganz wie auf dem Bilde, das ihn in den Krieg begleitet hatte, und der den jungen Soldaten mit dem Arm in der Binde freundlich und wohlgefällig ansah.

Der Alisi richtete sich militärisch auf und meldete in dienstlichem Ton:

„Unteroffizier Breitlinger vom ersten Küraſſier-regiment Prinz Karl auf Urlaub zur Herſtellung von ſeiner Verwundung meldet ſich zur Stelle!“

„Ja, ja, das iſt er, gnädigſter Herr König — das iſt mein Aliſi!“ rief plötzlich eine Stimme, bei deren Klang der Aliſi zuſammenzuckte, und als er die Augen umwendete, ſah er die Maria Boriſcha, welche ſeitwärts geſtanden hatte und nun zu ihm heraneilte und ihm die Hände entgegenſtreckte, indem ſie jubelnd, halb und halb ſchluchzend, rief: „Aliſi — mein Aliſi, wie konnteſt Du ſo ſchlecht von mir denken! Aber freilich, freilich, der Schein war ja wider mich, und Du hatteſt ſo viel gelitten, und ich vergebe Dir alles von Herzen, nun der liebe Gott es mir geſchenkt hat, daß ich mich rechtfertigen kann!“

Sie ſtreckte beide Hände aus.

Der Aliſi wurde bleich wie der Tod, ſeine Sinne verwirrten ſich; er konnte keinen klaren Gedanken faſſen, aber unbeweglich ſtand er da, ohne um eines Haares Breite die dienſtliche Haltung zu ändern.

„Nun, Unteroffizier Breitlinger,“ ſagte der König lächelnd, „begrüßen Sie nur die Jungfer da, die ſo viel um Sie geweint hat und die Sie unverdient ſchwer gekränkt haben.“

„Unverdient — ja, unverdient!“ rief Maria

Borischa; „das weiß Gott im Himmel, und der gnädigste Herr König kann es bezeugen, denn er ist es ja gewesen, den ich in der Nacht im Walde traf, an der Stelle, wo ich an Dich dachte, mein Alisi, und zu dem lieben Gott über den Sternen betete, daß er Dich beschützen möchte! Er ist es gewesen, der die arme kleine Dirne gerettet hat, die sich verstiegen gehabt im Gebirge, und den ich hinaufgeführt habe zu der alten Kräuterhanni, die so Böses von mir gedacht und so Böses von mir gesprochen. Begreifst Du nun, mein Alisi, daß ich ihn habe lieben müssen, wie ich es Dir gesagt habe, so wie man einen Engel liebt und so ganz anders, wie ich Dich liebe, mein Alisi? Begreifst Du nun, daß ich rein und treu war und daß der liebe Gott mit uns ging, als wir bei der Nacht hinaufstiegen durch den Wald, um das arme verirrte Kind der Kräuterhanni zu bringen? Begreifst Du es, mein Alisi?“ rief sie, die Arme um den Geliebten schlingend und ihn innig an sich drückend. „O, sagt es ihm doch, Herr König, sagt es ihm doch, daß Ihr es waret und daß ich Euch erkannt habe an dem Bilde, das ihm das Leben gerettet und das nun mein Heiligtum ist und seinen Platz hat unter der hochheiligen Jungfrau!“

„Es ist, wie sie sagt,“ sprach der König bewegt.

„Ich war es, der mit der Maria Borischa in der Nacht zu der Hütte der alten Frau hinaufstieg, die so böse Saat in Ihr Herz gestreut. Wollen Sie ihr zürnen, daß sie ihren König liebt, wie sie Ihnen gesagt hat und wie ich wünsche, daß jedes Herz in meinem Bayerland mich lieb haben möchte?“

Helle Glut flammte auf des Alisi eben noch so bleichen Wangen auf; glückliche Freude strahlte aus seinen Augen.

„O mein Gott, nein, Majestät,“ rief er außer sich, „wie könnte ich ihr zürnen — wie konnte ich nur einen Augenblick an ihr zweifeln — niemals kann sie mir das vergeben!“

„O, es ist vergeben,“ rief die Maria Borischa, „alles vergeben — vergeben und vergessen für immer — alles vergessen, nur eins nicht, das ist die Liebe und der Dank für unsern gnädigen König!“

Sie sank zu den Füßen des Königs nieder und küßte inbrünstig dessen Hand.

Der Alisi, hingerissen von seinem überwallenden Gefühl, kniete an ihrer Seite.

„Unteroffizier Breitlinger,“ sagte der König streng, „vergessen Sie nicht, wie Sie vor Ihrem König zu stehen haben; und Sie, mein Kind,“ fuhr er mit freundlichem Ernst fort, „haben Sie von

Ihrem Pfarrer nicht gelernt, daß man vor Menschen nicht knieen soll?“

Der Alisi fuhr empor und stand wieder stramm und unbeweglich da, aber eine Thräne rann über seine Wange herab.

Auch Maria Borischa erhob sich, aber sie schüttelte den Kopf und flüsterte leise vor sich hin:

„Vor Menschen soll man wohl nicht knieen, aber warum nicht vor den Engeln des Himmels, die Gottes heiligen Segen auf die Erde herabbringen?“

„Sie haben das Kreuz,“ sagte der König, „daraus sehe ich, daß Sie sich brav gehalten haben — wo wurden Sie verwundet? Erzählen Sie mir das — ich bin neugierig, genau zu erfahren, wie es zuging, daß mein Bild das Leben eines braven Soldaten rettete,“ fügte er hinzu, indem innige Freude aus der Tiefe seiner großen blauen Augen aufleuchtete.

Einfach und bescheiden erzählte der Alisi die Geschichte seiner Verwundung.

„Brav, brav!“ sagte der König mehrmals während der Erzählung.

Die Maria Borischa hörte mit strahlenden Blicken zu.

„Seht Ihr wohl, Herr König,“ rief sie, „wie gut und wie treu und wie tapfer der Alisi ist, und

er wäre tot, wenn Euer Bild nicht die französische Kugel abgehalten, und da wollt Ihr nicht, daß ich Euch auf den Knieen danken soll?“

Als der Alisi geendet, blickte der König, eine Weile nachdenkend, vor sich nieder.

„Sie sind Invalide?“ sagte er dann.

„Leider, Majestät,“ erwiderte der Alisi, „mein Arm wird steif bleiben — oder nicht leider,“ rief er dann, „mein steifer Arm wird mir allezeit eine ehrenvolle Erinnerung sein und aller Welt beweisen, daß ich wenigstens mein Blut vergossen habe, um das Kreuz zu verdienen!“

„Nun,“ sagte der König, „ich will Ihnen noch eine Erinnerung dazu geben — ich erteile Ihnen das Recht, die Offiziersuniform der Landwehr-kavallerie zu tragen.“

Der Alisi erbleichte.

„Majestät,“ rief er mit bebenden Lippen, „o mein Gott, das ist zu viel, ich bin nur ein Bauer —“

„Aber Sie haben den Degen geführt wie ein Edelmann,“ erwiderte der König, „es bleibt dabei, Herr Lieutenant!“

Die Maria Borischa warf sich mit einem Jubelruf an des Alisi Brust, und diesmal vergaß der

Alisi alles, schlang seinen Arm um das zitternde Mädchen und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Der König neigte beifällig lächelnd das Haupt. Dann sagte er, während der Alisi erschrocken zusammenfuhr und seine dienstliche Haltung wieder annahm.

„Nun aber gibt es noch einen schweren Kampf für euch. Der Vater der Maria Borischa ist ein harter Mann, er will nichts von eurer Verbindung wissen.“

„O Herr König,“ rief Maria Borischa, „daran habe ich jetzt kaum gedacht! Der Alisi lebt und wir haben unsere Liebe wieder, und wenn wir wirklich von einander getrennt bleiben sollen auf Erden, ich will es freudig tragen in der Erinnerung an diese Stunde!“

Finster blickte der Alisi zu Boden.

„Ich bin Euer Freund, Maria Borischa,“ sagte der König, „und habe Euch meine Hilfe versprochen — ich bin gewöhnt, nichts halb zu thun.“

Er bewegte die Glocke auf seinem Schreibtisch in der Erkernische.

Seif erschien an der Thür.

Auf einen Wink des Königs führte er den Rüdenbauer herein und flüsterte demselben zu:

„Seine Majestät der König —“

„Mein Vater!“ rief Maria Borischa erschrocken, indem zugleich ein freudiger Hoffnungsstrahl in ihren Augen aufblitzte.

„Maria Borischa!“ rief der Buchlechner mit einem Ausbruch unbeschreiblicher Freude.

Er eilte auf das Mädchen zu und schloß sie in seine Arme.

Dann trat er vor den König und sagte, tief aufatmend, als ob eine schwere Last von seiner Brust genommen sei:

„Verzeiht, Herr König, wenn ich vor Eurer Majestät zuerst an meine Tochter dachte — ich bin hart gewesen gegen sie, hart, wie kein Mensch gegen einen andern sein soll, am wenigsten gegen sein eigenes Fleisch und Blut — aber ich habe auch gelitten, wie wohl kaum ein Mensch jemals gelitten, seit sie verschwunden war, und ich glaubte, daß ich sie in die Verzweiflung getrieben durch meine grausame Härte. Und auch Ihr verzeiht mir, Alisi, daß ich Euch und Euern Vater verderben wollte — verzeiht mir um der Maria Borischa willen, die Euer sein soll, wenn Ihr noch Eure Hand ihr reichen wollt, nachdem — nachdem —“

„Sie ihrem Könige beigestanden, ein gutes Werk

zu thun," fiel der König ein. „Der Breitlinger da weiß es, daß ich es war, dem Eure Tochter den Weg zeigte, um ein verirrtes Kind bei der alten Greitlerin in den Bergen unterzubringen."

„Ihr, Herr König," rief der Rübenbauer, „Ihr seid das gewesen? Auch dieser Kummer ist von mir genommen? O, wie wird alles so licht und hell um mich — wie schwarz liegt es hinter mir, was ich gethan habe in meinem Haß!"

„Ja," sagte der König streng, „Euer Haß gegen den alten Breitlinger und sein Haus war schlecht und unedel, und ich habe Euch rufen lassen, um Euch das zu sagen und Euer Gewissen zu wecken, da ich Eurer Tochter versprochen habe, ihr beizustehen, als sie mir half, an einem armen Kinde christliche Liebe zu üben. Doch, da Ihr selbst einseht, wie unrecht Ihr gehabt, so ist ja nun alles gut, und der alte Breitlinger wird Euch vergeben um seines Sohnes willen."

„Das wird er, Majestät, das wird er!" rief der Alisi; „mein Vater ist ja so glücklich, und, o mein Gott, Majestät, jetzt weiß ich auch, woher all das Glück kommt, das ringsum aufsprießt wie die Frühlingsblumen im Sonnenschein — daß der Hof meiner Vorfahren wieder unser ist — daß ich meine Maria

Borischa wieder gefunden, daß sie mein sein soll für das ganze Leben — das alles danke ich —"

„Das alles dankt Ihr Gott," sagte der König ernst, „von dem alles Gute kommt und der die Menschen dahin führt, wo er sie brauchen will zu Werkzeugen seines heiligen Willens! Geht also hin und dankt ihm mit der That, indem Ihr gegen andere übt, was Euch geschehen ist."

Der alte Buchlechner hatte mit gesenktem Haupt in tiefem Sinnen dagestanden.

„Nein, Herr König, nein," rief er, „so kann ich nicht von Eurer Majestät fortgehen! Ihr habt wohl recht gehabt, daß ich schlecht und unedel gehandelt und Euer Wort hat mich tief ins Herz geschnitten — aber so ganz schlecht, wie Ihr glaubt, bin ich doch nicht! Ihr müßt mich anhören, Herr König; man soll wohl nicht hassen, aber ich glaube doch wohl einen Grund zu haben zu meinem Haß, und der Alisi da wird mir leichter verzeihen können, und auch Ihr, Herr König, werdet so schlecht nicht mehr von mir denken, wenn Ihr mich angehört habt."

„So sprecht," sagte der König, „was war es — was hattet Ihr gegen den Breitlinger?"

Der Buchlechner atmete tief auf, als ob er des

Mutes bedürfe, um auszusprechen, was sich nur schwer aus seiner Brust loszureißen vermochte.

„Ich muß bei meiner Mutter anfangen, Majestät," begann er, „sie war eine junge Dirne, arm und früh verwaist, und stand im Dienst auf dem Ulmenhof bei dem Großvater des Alisi hier, und sie war jung und schön damals, und die Buben alle gingen ihr nach, und des Alisi Großvater, der ebenfalls noch jung war, mochte wohl auch ein Auge auf sie geworfen haben und mochte gar daran gedacht haben, sie zur Bäuerin zu erheben; sie aber hatte einen jungen Jäger lieb aus den Bergen, und sie kam heimlich zusammen mit ihm, wie es so geht, und als die Sache dann einmal bekannt wurde, da stieß sie der Breitlinger, der damals auf dem Hof regierte, erbarmungslos hinaus und gab sie dem Spott und dem Hohn des ganzen Dorfes preis.

„Als sie wegziehen mußte, allein und schwach und krank in die ferne Welt, fand sie im Wald eine Zigeunertruppe, dort nahm man sie auf, die der Breitlinger verstoßen hatte und die Bauern verhöhnt hatten in Beuerwald. Dort kam ich zur Welt. Einer der Zigeuner fand Gefallen an meiner Mutter, sie heiratete ihn nach der Sitte des fahrenden Volks — ich wuchs mit ihnen auf und glaubte zu ihnen

zu gehören und hielt den Zigeuner für meinen Vater. Ich lernte alles, was ich lernen konnte von den Zigeunern, und verdiente mir manches Stück Geld, denn ich erkannte schon als Kind, daß das Geld Macht hat über die Menschen.

„Ich war sechzehn Jahre alt, da wurde meine Mutter krank, und an einem Tage, kurze Zeit vor ihrem Tode, da nahm sie mich beiseite und erzählte mir alles, nannte mir den Breitlinger und sein Dorf und vermachte mir ihre Rache an dem, der sie ohne Erbarmen hinausgestoßen hatte in Elend und Verzweiflung, und an seinem ganzen Stamm, nur meinen Vater nannte sie mir nicht," sagte er finster; „auch er hatte sie verlassen, aber sie wollte nicht, daß ich ihn verwünschen sollte.

„Als sie starb, ging es mir schlecht bei der Truppe, der Sohn des Häuptlings, der schwarze Boris, haßte mich, weil ich ihn zuweilen übertroffen hatte an List und Geschicklichkeit, und er haßte mich noch mehr, als er sah, daß seine Schwester Borischa mir von Kindheit an zugeneigt war und daß ich sie liebte mit aller Kraft meines Herzens. Ich hatte keinen Schutz gegen die Verfolgung des Boris, dem die anderen alle anhingen, und da floh ich, nachdem mir die Borischa Treue gelobt und ich ihr

versprochen, sie wieder zu holen, wenn es mir gelungen sein würde, ihr eine Heimat zu schaffen, denn ich verstand es, die geheimen Zeichen zu erkennen, durch welche die Zigeuner ihren Weg bezeichnen, und war sicher, die Truppe immer wieder aufzufinden. Ich verdang mich als Knecht — überall wurde ich gern gesehen — ich war fleißig und eifrig, und meine Ersparnisse mehrten sich. Da kam ich zu einem alten Bauer, der allein auf seinem Hof lebte, und er fand immer mehr Gefallen an mir, bis er mich endlich an Kindesstatt annahm und mir seinen ganzen Besitz vermachte.

„Als er starb, da hatte ich nun einen Namen und war wohlhabend — ich verkaufte den Hof und bekam ein schönes Stück Geld dafür, und nun leistete ich mir selbst einen Schwur, daß fortan mein ganzes Leben meiner Rache und meiner Liebe gehören solle. Ich zog Erkundigungen ein, ein Hof war in Beuerwald zu erstehen, ich kaufte ihn und zog dahin. Ich arbeitete ernst und streng, mein Reichtum vermehrte sich — ich zog an mich, was ich konnte von dem Besitztum der anderen; die besten Wiesen und Aecker brachte ich an mich — bald waren die meisten von mir abhängig in dem Dorf, aus dem einst meine Mutter in Jammer und Schande hinausgezogen.

Da machte ich mich auf, die Borischa zu suchen. Verkleidet forschte ich nach, ich fand die Truppe, und meine Borischa floh mit mir — ich brachte sie nach meiner frühern Heimat — der Pfarrer dort taufte sie, denn sie war aufgewachsen in einem unbekannten Glauben, der die Sterne anbetet und die Kräfte der Natur, und als ich alles in Ordnung gebracht und die Geliebte mein Weib war, da zog ich mit ihr nach Beuerwald, und nun begann ich," fuhr er mit dumpfem Ton fort, „das Werk der Rache gegen den Sohn dessen, der meine Mutter ohne Mitleid und Erbarmen von seinem Hof gejagt hatte. Mein Werk der Rache gelang. Der Breitlinger kam in meine Hände, und mein Haß wurde noch größer, als ich sah, daß meine Tochter ihr Herz dem Alisi zugewendet. Ich glaubte, eine heilige Pflicht zu erfüllen gegen meine Mutter, und schon war alles gelungen, schon war der Tag da, an dem ich den Breitlinger für immer verjagen sollte von dem Ulmenhof, auf dem sie kein Erbarmen gehabt hatten für meine Mutter, da —"

„Da sandte Gott seinen Engel," rief Maria Borischa, „um das Werk der Rache zu zerstören und seine ewige Liebe und Gnade herrlich und groß werden zu lassen über dem irdischen Haß und dem irdischen Elend!"

Der König reichte ihr die Hand.

„Eure Tochter hat recht, Buchlechner,“ sagte er sanft und herzlich. „Wer Gutes thun kann auf Erden, der ist ein Bote Gottes, und was die irdische Klugheit Zufall nennt, das ist der himmlischen Vorsehung heilige Fügung. Eure Mutter ist bei Gott, Buchlechner, und wenn sie herabsehen kann in dieser Stunde auf Euch, so wird sie Euch segnen, daß Liebe und Glück aufgegangen aus der finstern Saat des Hasses und der Rache.“

„Und ist sie nicht gerächt?“ rief der Alisi. „Zieht nicht ihr Enkelkind als Herrin ein in den Ulmenhof, aus dem sie einst verstoßen wurde, und dankt es mein Vater nicht der Maria Borischa, daß die alte Heimat wieder unser ist?“

Der Buchlechner hatte die Hände gefaltet, seine ganze Gestalt bebte, Thränen brachen aus seinen Augen hervor und rannen über seine gefurchten Wangen herab.

„Herr König,“ sprach er, von Schluchzen unterbrochen, „ich habe nie geweint in meinem Leben — wenn Schmerz und Kummer mein Herz zerschnitt, dann habe ich trotzig die Zähne zusammengebissen, und als meine Mutter starb, da ist mein Schmerz zum Racheschwur geworden. Meine Borischa ist fromm gewesen, und ihr zu liebe habe ich den Pfarrer

Martel angehört und auch den Armen gegeben, wenn er es verlangte — Euer Wort aber, Herr König, ist in mein Herz gedrungen und hat es geöffnet bis in seine Tiefen, so daß Gott hat seinen Einzug halten können. Heute weine ich — heute habe ich den Himmel wiedergefunden."

Er wollte des Königs Hand küssen, dieser aber zog sie zurück und sagte:

„So vergeßt diese Stunde nicht, und wenn ihr alle glücklich seid, so denkt an euren König, der einsam ist auf seiner Höhe und der doch im Herzen so nahe stehen möchte einem jeden aus seinem Volk wie euch! Der Ring, den ich der Maria Borischa gab in jener Nacht und der ihr den Weg zu mir öffnete, er soll ihr Trauring sein. Ich werde auch Ihnen einen gleichen senden, Lieutenant Breitlinger. Ich weiß ja," fügte er lächelnd hinzu, „ihr beide werdet mein Geschenk in Ehren halten und dankbar meiner gedenken."

„Lieutenant Breitlinger," rief Buchlechner, — „Lieutenant —"

„Er hat es verdient," sagte der König, „und die Maria Borischa ist wohl wert, einem braven Offizier meiner Armee ihre Hand zu reichen."

„Das ist zu viel — zu viel!" stammelte der

Buchlechner. „Nun aber noch eins," fügte er bittend hinzu, „ich habe meine Geschichte erzählt, weil meine Kinder sie wissen sollten, damit kein Groll in ihrem Herzen zurückbleibe und weil Eure Majestät sie wissen sollten, damit Sie nicht schlecht von mir denken; aber kein anderer soll sie wissen, kein anderer, auch der Breitlinger nicht — niemand soll etwas wissen von dem Elend und der Schmach meiner Mutter."

„Was hier geschehen," sagte der König, „bleibt ein Geheimnis zwischen uns und Gott, und nun geht und seid glücklich."

Ehe er es verhindern konnte, hatte die Maria Borischa einen Kuß auf die Hand des Königs gedrückt.

Der Alisi grüßte militärisch, und der alte Buchlechner verneigte sich tief. Was seine zitternden Lippen sprachen, blieb unverständlich; er trocknete seine Augen und ging, auf den Arm seiner Tochter gestützt, hinaus.

Der König sah ihnen mit strahlenden Blicken nach.

„Dank dir, du großer Lenker der Welt," rief er, die Arme aufhebend, „Dank dir für diese Morgenstunde! Es ist doch schön, König zu sein und glücklich machen zu können. Weithin leuchtet der Siegesruhm von den Schlachtfeldern, aber vielleicht wiegt es ebensoviel, des Volkes Herzen zu erobern in einsamer Stille. Ich will nicht beneiden, was du

mir versagst, mein Gott, und glücklich danken für das, was du mir gabst!“

Er bewegte die Glocke.

Seif trat ein.

„Ist Ihre Majestät die Königin schon sichtbar?“ fragte der König.

„Zu Befehl, Majestät.“

„So gib mir mein Bouquet!“

Seif brachte auf einer silbernen Platte einen Strauß von blauen Enzianen, in deren Mitte einige Blüten Edelweiß und Alpenrosen gebunden waren.

Der König prüfte die Blumen, nickte zufrieden mit dem Kopf, als er sie alle frisch und duftig fand, und stieg dann die Stufen der Wendeltreppe hastig hinab.

Ohne die Meldung abzuwarten, trat der König in das Wohnzimmer seiner Mutter.

Die Königin erhob sich, um ihm entgegenzugehen.

Er küßte ihr die Hand und reichte ihr das Bouquet.

„Wie Du gut bist, mein Sohn,“ sagte die Königin glücklich lächelnd, „immer bringst Du mir diese zarten, freundlichen Blüten, meine Lieblingsblumen.“

„Sie tragen die Farbe der Treue,“ erwiderte der König, „und ist das nicht zugleich die Farbe

der Mutterliebe, die treu ist wie keine andere auf Erden? Ist das nicht auch für die Königin die beste Gabe? Bei ihrem Sohne wenigstens soll sie immer Treue, Liebe und Dankbarkeit finden, so selten sie sonst auch sein mögen."

Die Königin stellte den Strauß in eine als Schwan geformte Vase, wie deren zahlreich in allen Größen sich in ihrem Zimmer befanden.

„Du siehst so glücklich aus, mein Sohn," sagte sie dann, indem sie sich auf einen Diwan neben ihren Schreibtisch niedersetzte, während der König für sich einen Sessel an ihre Seite zog; „ist Dir etwas Angenehmes widerfahren? Ich wünsche das von Herzen. Du weißt, wie ich alles Freudige und Traurige mit Dir fühle."

„Ich habe Menschen glücklich gemacht, meine teure Mama," erwiderte der König, „und Du weißt ja am besten, daß das die größte und vielleicht die einzige Freude ist, die uns armen Fürsten bleibt. Selbst glücklich zu sein, ist uns ja so schwer gemacht! Ich erzähle Dir das einmal, es ist ein ganzer Roman, so einfach und doch wieder so ergreifend, wie man ihn nur im Leben finden kann, besser als in der Phantasie der Dichter, die so oft die Unnatur schaffen, weil sie es verlernt haben, die Natur zu verstehen.

Doch heute, meine Mutter, habe ich noch eine andere, wirklich große Freude gehabt."

„Also ein doppelter Glückstag für Dich und auch für mich," sagte die Königin.

„Ja," rief der König, „doppelt glücklich — ich habe einen Brief von meinem Oheim aus dem Hauptquartier in Rheims!"

„Von Deinem Oheim?" fragte die Königin, verwundert und fast besorgt in das Gesicht ihres Sohnes blickend.

„Du sollst ihn lesen, liebe Mama," sagte der König, indem er einige zusammengefaltete Briefbogen aus der Brusttasche seines Rockes zog und auf den Schreibtisch der Königin legte. „Du weißt ja, wie schmerzlich es mich berührt, mit meinem Oheim über so viele Dinge und namentlich über die deutsche Frage nicht einer Meinung zu sein — war es doch zwischen uns bis zu ernster Spannung gekommen, die der vortreffliche Hohenlohe zwar auszugleichen verstand, aber doch nicht ganz zu verwischen vermochte. Nun, meine Mutter, das ist, wie ich hoffe, jetzt ganz vorbei; mein Oheim Luitpold ist nunmehr überzeugt von der Richtigkeit meiner deutschen Politik; der Geist der nationalen Einigkeit, der auf den Schlachtfeldern sich entwickelt hat, erfüllt und durchdringt auch ihn

mit seiner begeisternden Kraft, und er schreibt entzückt von der ritterlichen und liebenswürdigen Herzlichkeit des Königs Wilhelm und des Kronprinzen, besonders aber ist er mächtig ergriffen von dem großen und schöpferischen Geist des Grafen Bismarck, mit dem er eine lange Unterredung gehabt hat über die Zukunft Deutschlands. Du wirst das lesen, und es wird Dich freuen wie mich, welche Bedeutung der preußische Minister selbst dem bayrischen Volk und Land für die Zukunft des großen Vaterlandes beilegt. Bei Gott, ich hatte recht, wir haben bei den Preußen mehr Achtung und Ansehen gewonnen, indem wir mit ihnen siegten, als da wir gegen sie standen und geschlagen wurden."

„O, wie mich das freut!" rief die Königin, indem sie die Hand ihres Sohnes drückte. „Der Rat Deiner Mutter war also doch ein guter —"

„Der Rat meiner Mutter und der Rat meines Volkes!" erwiderte der König. „Wir haben gewonnen, was wir vielleicht auf dem falschen Wege, zu dem andere uns drängen wollten, verloren haben würden. Wir haben gewonnen, daß wir mächtig und selbständig dastehen werden in dem neuen, einigen Deutschland, mächtiger noch und selbständiger als in jenem alten Bunde, in welchem auch die Kleinsten so eifersüchtig über ihre Souveränität wachten und doch

nichts mehr waren als Schattengebilde, den Herzen des Volkes fremd. Sie werden nun verhandeln über den neuen Bund des Nordens mit dem Süden. Ich werde meine Minister hinschicken — sie werden, bei Gott, eine andere Stellung haben inmitten der Armee, in welcher meine siegreichen Truppen einen so ehrenvollen Platz einnehmen, als bei den unglückseligen Friedensverhandlungen von Sechsundsechzig, und der preußische Minister Delbrück wird hieher kommen — ich werde ihn hören, aber ich bin im voraus schon entschlossen darüber, was ich thun soll."

„Und wohin, mein Sohn," fragte die Königin, „geht Dein Entschluß?"

„Was sie vorschlagen werden, das weiß ich," erwiderte der König; „es kann ja nur die Befestigung der auf den Schlachtfeldern errungenen Einigkeit sein — es kann nur sein, was schon hätte erreicht werden sollen vor jenem unglücklichen Krieg, in den ich gegen meine Ueberzeugung hineingezogen wurde, weil ich damals dem eigenen Urteil nicht zu vertrauen wagte. Ich bin entschlossen, alles zu gewähren, was der Einigkeit Deutschlands dient in seiner Wehrkraft und seinem Handel und Wandel. Das deutsche Feldherrnschwert werde ich freudig und vertrauensvoll in die Hand des Heldenkönigs Wilhelm legen, der es

so siegreich und ruhmvoll geführt. Meines Volkes eigene Art und eigenes Recht aber will ich dennoch dabei bewahren und verteidigen — mein Heer soll nur für Deutschland seine Waffen tragen, aber es soll mein Heer bleiben, und mein Volk soll mein Volk bleiben in eigener Sitte und eigener Art! So wird Deutschland groß und mächtig sein, und ich werde das Erbe meiner Ahnen würdig bewahren. Der große Staatsmann, um den ich Deinen Oheim Wilhelm beneiden möchte, wenn er nicht dem ganzen Deutschland ebenso sehr und vielleicht noch mehr angehörte als Preußen, das er zur deutschen Vormacht erhob, er wird es begreifen, daß des Reiches edelste Kraft in der freien, ungezwängten Bewegung seiner Glieder liegt; begreift er doch auch, daß das neue Deutschland gewaltig und fruchtbar seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn es die alte Feindschaft und Verbitterung verschwinden läßt und in inniger Freundschaft Oesterreich die Hand reicht, um den Frieden der Welt zu schützen und zu erhalten."

„Oesterreich die Hand reicht?" fragte die Königin verwundert. „Und Du hältst das für möglich?" fügte sie kopfschüttelnd hinzu.

„Du wirst aus den Briefen meines Oheims sehen, Mama," erwiderte der König, „daß der Graf

Bismarck die Bedeutung der Freundschaft mit Oesterreich vollkommen erkennt und würdigt und daß mein Oheim darin mit ihm einig ist. Das Hindernis ist der Graf Beust, und mein Oheim teilt mir mit, daß er dem Erzherzog Albrecht darüber geschrieben und demselben die Gefährlichkeit der Beustschen Politik auseinandergesetzt habe, der in kurzsichtiger Mißgunst es jetzt unternimmt, durch kleine Intriguen die Siegesfrüchte Deutschlands zu verkümmern."

„Und Du glaubst, mein Sohn, daß ein solcher Schritt von Wirkung sein werde," fragte die Königin, „daß der Kaiser Franz Joseph vergessen könne, was er so bitter empfunden hat?"

„Vielleicht wird meines Oheims Mahnung für jetzt noch keine Wirkung haben," erwiderte der König, „aber sie wird nicht ungehört bleiben, und wie mir scheint," fügte er ein wenig zögernd, fast schüchtern hinzu, „weiß ich ein besseres Mittel noch, um Deutschland und Oesterreich zu einem weltbeherrschenden Bündnis zu vereinigen. Ich habe," fuhr er fort, während die Königin erwartungsvoll ihn ansah, „einen Gedanken, an dem ich festhalten will, weil er alles, was jetzt noch zweifelhaft, unsicher und dunkel erscheinen mag, zu herrlicher Lösung bringt. Dieser Gedanke ist heraufgestiegen aus den Tiefen

der Berge und soll emporflammen zu den höchsten Gipfeln, weithin leuchtend über alle Gauen des Vaterlandes. Der Kaiser, meine Mutter, muß heraufsteigen aus dem Felsengrund, in dem er nach der alten Sage schlummert mit der alten Macht und Herrlichkeit des deutschen Volkes. Wunderbar ist es, wie die gleiche Sage sich knüpft an die größten Helden unserer Geschichte — im Kyffhäuser soll Barbarossa schlummern; im Untersberg wartet Kaiser Karl auf des Reiches Erhöhung. Nun denn, ich will sie wecken, die alte Kaiserherrlichkeit! Nicht einen diplomatischen Bund soll man schließen über den Schlachtfeldern, auf denen so viel edles Blut vergossen ist — das Reich soll man wieder aufrichten, der Kaiser soll des Reiches Schwert und Banner führen, und ich, meine Mutter, ich will das Wort sprechen, das die Sehnsucht erfüllen und allen Zweifeln ein Ende machen wird, des Wittelsbachers Hand soll dem sieggekrönten Hohenzollern die Kaiserkrone reichen."

Die Königin umarmte bewegt ihren Sohn, ihre Augen wurden feucht.

„Das ist groß," rief sie, „das ist herrlich, mein Sohn — das ganze deutsche Volk, die späteste Nachwelt wird Dich segnen für diesen Entschluß!"

„Er ist emporgestiegen aus den Tiefen," erwiderte der König ernst, „aus den Tiefen der Berge, aus den Tiefen des Volks — in den Tiefen ruht der Edelstein jahrhundertelang, bis Gott eine Hand erwählt, ihn emporzuheben zum strahlenden Licht."

„Aber," sagte die Königin nach einer Pause, „sollte daran zu denken sein, das deutsche Kaiserreich mit Oesterreich zu verbünden — kann das Haus Habsburg seine historische Tradition vergessen?"

„Viel eher, meine Mutter, dem Kaiser gegenüber als dem Könige von Preußen! Haben nicht auch meine Ahnen die deutsche Kaiserkrone getragen? Und dennoch biete ich sie freudigen Herzens dem Hohenzollern, den Deutschlands Heere, die er siegreich geführt, auf den Schild heben! Der König von Preußen — das ist für Habsburg die Erinnerung des Zwistes, der Kriege, der Demütigung; der deutsche Kaiser — das ist die Vergessenheit des Vergangenen, die Verkörperung des deutschen Volkes, das denen herzlich und freundlich die Hand reicht, die einst zu ihm gehören und mit ihm seine stolzen, mächtigen Bundesgenossen sein werden. Habsburg und Hohenzollern konnten niemals Freunde sein in Deutschland, aber Oesterreich wird begreifen, daß es groß werden kann mit und durch Deutschland! Für

den König von Preußen als Präsident eines deutschen Bundes wird das habsburgische Oesterreich immer eine Drohung sein — der deutsche Kaiser auf stolzer, sicherer, unantastbarer Höhe wird ein treuer Hintermann sein für Oesterreichs Macht, die für Deutschland keine Gefahr, sondern ein schützendes Bollwerk sein wird."

„Fast überzeugst Du mich, mein Sohn," sagte die Königin. „Die Frauen," sprach sie lächelnd, „folgen schwer den großen, kühnen Gedanken, aber sie können aus tiefem Herzen für deren Erfüllung beten."

„Heute noch gehe ich nach Berg zurück," sprach der König. „Die Geschäfte drängen. Schmerzlich nur verlasse ich meine Einsamkeit, aber ich muß hinein in das Treiben und die Arbeit der Welt, um den Gedanken, der hier in der Stille der Berge geboren wurde, zur lebendigen That werden zu lassen."

Er plauderte noch einige Augenblicke fast kindlich heiter mit der Königin, dann verließ er sie, um Vorbereitungen für seine Abreise zu treffen.

Die Königin vertiefte sich, freudig bewegt, in die Lektüre des Briefes, den der König ihr gegeben.

*

Wie in einem glücklichen Traum, an dessen Wirklichkeit sie noch kaum zu glauben vermochten, waren der Rüdenbauer, der Alisi und die Maria Borischa

den breiten Weg vom Schlosse nach Schwangau herabgegangen. Sie stiegen vor dem Gasthof zur Alpenrose in des Alisi Wagen, und auf der Fahrt nach Füssen sprachen sie wenig — stumm nur drückten sie sich die Hände, und wenn der Rübenbauer in das verklärte Gesicht seiner Tochter blickte, so glaubte er seine Borischa vor sich zu sehen, und wehrte den Thränen nicht, die endlich den Weg von seinem lange verhärteten Herzen zu seinen Augen gefunden hatten.

Der Alisi machte es in Füssen möglich, sich eine Offiziersuniform der Landwehr zu verschaffen, und so fuhren denn die drei am nächsten Tage zum Erstaunen von ganz Beuerwald und besonders des Friedel Breitlinger in den Ulmenhof.

Der Rübenbauer sprang vom Wagen, ging dem Breitlinger entgegen, schüttelte ihm kräftig die Hände und sah ihm mit einem so treuherzigen Blick in die Augen, wie man ihn dessen früher nicht fähig gehalten haben würde.

„Friedel," sagte er, „laßt uns gute Freunde sein für den Rest unseres Lebens und wieder froh und jung werden in dem Glück unserer Kinder da. Ich habe schweres Unrecht an Euch gethan — verzeiht mir! Die Maria Borischa da und der Alisi, die werden Euch erzählen, wie es alles zugegangen ist

— ich kann es nicht, denn ich würde wieder schluchzen müssen wie ein Kind, wie ich es gestern gethan, als ich vor unserem allergnädigsten Herrn König stand."

„Vor dem König?" rief der Buschmüller, der in der Ecke des Zimmers stand, fast drohend.

„Erzähle es," sagte der Rüdenbauer, „erzähle es, Alisi, wie alles gekommen ist — ich vermag's nicht!"

Der Alisi erzählte kurz und einfach von dem geretteten Kind und wie die Maria Borischa den Retter des armen Mädchens erkannt an dem Bilde, das ihn selbst vor dem Tode geschützt — wie sie dann auf das Schloß gegangen, ihre Not zu klagen, und wie der König endlich alles zum guten Ende geführt.

Der Buschmüller hatte stumm zugehört.

Als der Alisi geendet, hob er die Hand auf und sagte feierlich:

„Der liebe Gott muß doch das Bayerland sehr lieb haben, daß er ihm einen solchen Herrn gegeben hat! Es gibt ja große und mächtige Regenten in der Welt überall, aber ob es noch so einen gibt wie unsern Herrn, das möchte ich nicht glauben — so einen, zu dem man aufschaut, als blicke man in den lichten Himmel des lieben Herrgotts hinein, und der doch wieder so einfach und so fromm und treu vor uns steht, als ob er so ganz zu uns gehörte und

gar nichts anderes und nichts mehr wäre als der Bauer!“

Er nahm seine Mütze ab und sprach mit gefalteten Händen ein leises Gebet, dann umarmte er die Maria Borischa und schüttelte auch dem Rüdenbauer kräftig die Hand — heute konnte kein Groll mehr in seinem Herzen Platz behalten.

Der Linsmaier, der auch herzugekommen war und die Erzählung gehört hatte, machte stramm die Honneurs vor dem Alisi, und als dieser ihm dann das Kreuz an die Brust heftete, da rief er ein Hurra, von dem die Wände schallten.

Dann eilte er hinaus, holte alle Bauern zusammen, und bald war die Stube und die Diele des Ulmenhofs dicht gedrängt voll, und auch der Pfarrer Martel kam — immer und immer wieder mußte die Geschichte erzählt werden, wie sich das alles so wunderbar gewendet, und alle sahen den Alisi fast scheu an in seiner neuen Uniform und drückten ihm nur ehrerbietig die Hand und standen auf, wenn sie ihm zutranken, und der Linsmaier sagte einmal über das andere, obgleich es der Alisi ihm verwies:

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Der Rüdenbauer aber schien ein ganz anderer Mensch geworden, er lachte und plauderte mit allen

und stellte sich ihnen zu Diensten, wenn sie etwa einmal bares Geld bedürfen sollten zu ihrer Wirtschaft, und niemand hätte geglaubt, daß er ein so lustiger und fröhlicher Gesell sein könnte.

Am Abend, als sie auseinander gingen, da führte die Maria Borischa den Alisi und ihren Vater, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Kirchhof zum Grab ihrer Mutter.

Sie kniete nieder.

Der Buchlechner und der Alisi thaten es auch.

Dann sprach sie zu den funkelnden Sternen hinauf.

Ihr Vater und der Alisi verstanden kaum, was sie sagte — ob es ein Gebet war, das wußten sie nicht, aber sie wußten, daß sie noch niemals so andächtig gewesen; sie waren gewiß, daß der verklärte Geist von den Sternen herabblickte und sich freue über das Glück und den Frieden, der in ihrem Herzen eingezogen war.

Als der Alisi nach Hause zurückkam, fand er seinen Vater noch auf.

Der Alte saß beim Schein der Lampe in seinem Lehnstuhl. Vor ihm auf dem Tisch lag ein Bündel alter vergilbter Papiere.

„Komm her, Alisi,“ sagte er, „ich will Dir ein Geheimnis verkünden, das Du eigentlich erst hättest

wissen sollen nach meinem Tode. Jeder von uns, der den Ulmenhof annimmt, soll die Papiere öffnen und wieder versiegeln für seine Lebenszeit; aber da Dich der König zum Offizier gemacht hat, so ist wohl der Augenblick da, daß auch Du jetzt schon davon erfahren sollst.

„Sieh her, in diesen Papieren liegt der Beweis, daß unser Vorfahr in gerader Linie vor zweihundert Jahren ein Freiherr von Breitlinger war, aus einem Geschlecht, das damals reich angesessen war drüben über den Bergen; er hatte ein armes Mädchen aus dem Volk lieb, und seine stolzen Verwandten wollten nichts davon wissen, da nahm er sein Erbteil und reichte der, die er seiner wert hielt, die Hand und kaufte sich hier an und gründete den Ulmenhof und wurde ein Bauer. Das alles steht hier geschrieben, und die Papiere über seine Abstammung liegen dabei und er hat bestimmt, daß jeder, der den Ulmenhof übernehme, aber kein anderer, Kenntnis davon haben und den freien Entschluß fassen soll, ob er den alten Titel wieder annehmen wolle.

„Keiner hat es gewollt, auch ich nicht. Als Bauern waren wir geboren, als Bauern waren wir glücklich geworden und von aller Welt geachtet — was sollten wir in jener Welt thun, der wir fremd

geworden und aus der unser Urvater fortgegangen war, um der Liebe zu unserer Stammmutter treu zu bleiben? Mit Dir ist es was anderes, Alisi — der König hat Dich zum Offizier gemacht — Du hast Dir auf dem Schlachtfeld einen Platz erobert in der vornehmen Welt unserer Vorfahren; willst Du Freiherr von Breitlinger wieder werden, so geh hin und thu es — das Geschlecht der stolzen Vettern, die damals unsern Stammvater in ihrem Hochmut aus ihrer Mitte verdrängten, ist längst ausgestorben — Du wirst Deinen Namen mit niemand zu teilen haben und Du wirst ihm weiter Ehre machen, wie Du es schon gethan!“

Hell leuchteten Alisis Blicke.

Hoch und stolz richtete er sich auf; er legte die Hand an seinen Degen und flüsterte:

„Freiherr von Breitlinger!“

Dann aber senkte er den Kopf und stand lange sinnend da.

Endlich trat er zu dem Alten, der ihn lange forschend beobachtet hatte, heran und sagte:

„Und was würde die Maria Borischa sein? Wohl ist sie würdig aller Ehren der Welt, und ich achte sie bei Gott nicht geringer als eine Fürstin — aber würde die Welt urteilen wie ich? Bauern-

und Zigeunerblut würden sie ihr vorwerfen und dann — dann, Vater, gäbe es ein Unglück, dann würde ich zeigen, daß der König mir diesen Degen nicht umsonst gegeben hat! Und doch — wenn auch Blut darum flösse, ich würde ihr dennoch den Platz nicht erkämpfen können gegen die Mißgunst und den Hochmut der Welt. Hier bin ich der erste, hier wird die Maria Borischa geachtet und geehrt, wie sie es verdient — hier will ich bleiben, mein Vater, und wenn jener alte Breitlinger, der um seiner Liebe willen herabstieg von seinem Range, hier mitsprechen könnte, er würde einverstanden damit sein, daß ich um meiner Liebe willen nicht wieder heraufsteigen will aus der Welt, in der ich des Lebens höchstes Glück nach so viel Leid und so viel harter Prüfung gefunden. Laß es zu Ende sein, mein Vater — laß uns diese Papiere verbrennen! Zweihundert Jahre können nicht wieder zurückgerollt werden! Laß uns und die nach uns kommen, bleiben, was wir sind, wie unsere Vorfahren in zwei Jahrhunderten es geblieben."

Der Alte umarmte ihn und rief:

„Gott segne Dich für diesen Entschluß, mein Sohn — ich wollte Dir nicht raten, Dir nicht zusprechen, aber so, wie Du es machst, das weiß ich in meinem tiefsten Herzen, so ist es recht! Bleiben

wollen wir, was unser Vorfahr geworden ist; — auch hier auf dem Ulmenhof, den uns Gott so wunderbar wiedergab, wird die Ehre der alten Breitlinger ebenso gewahrt werden wie einst in den stolzen Burgen — und wenn es gilt, die Waffen zu führen für den König und das Vaterland, dann werden auch unsere Kinder und Kindeskinder vor keinem Grafen und keinem Freiherrn zurückstehen!“

Beide trugen die alten Papiere auf den Herd und standen andächtig daneben, als die Flammen sie verzehrten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Weltgeschichte war mit ehernem Schritt ihren Weg gegangen, die deutschen Heere hatten das in Fieberzuckungen mit seiner letzten Kraft ringende Frankreich immer mehr niedergeworfen und die stolze Seinestadt, welche so lange sich für berechtigt gehalten, Frankreich und Europa die Gesetze ihrer Laune vorzuschreiben, in einen ehernen Gürtel eingeschlossen. Der Fall der Riesenfestung ließ sich nach Wochen und Tagen vorausberechnen. Hinter den deutschen Heeren vollzog sich der Aufbau des neuen deutschen Staatsgebäudes mit einer Freudigkeit und Einmütigkeit, wie sie vordem kaum jemals in den Stämmen des deutschen Volkes vorhanden gewesen war. Das Schwert hatte die Einigkeit geschaffen, der eiserne Kanzler litt es nicht, daß des Schwertes Werk, wie es vormals geschehen, durch die Federn wieder verdorben würde, und des Königs

Ludwig hochherziger Eifer hatte mächtig dazu beigetragen, alles schnell zum guten Ende zu führen. Während der König in der Einsamkeit der Berge auf dem Schloß zu Hohenschwangau stille Einkehr in sich selbst suchte, verhandelten seine Minister in Versailles über den Aufbau der deutschen Verfassung, und während sie im Geiste ihres Herrn zu allem offen und freudig die Hand boten, was des großen Vaterlandes Einigkeit und Macht fördern könnte, wurde ihnen auf der andern Seite alles zugestanden, was der König für die selbständige Eigenart seines bayrischen Volkes forderte.

Als dann alles abgeschlossen war, hatte endlich der König Ludwig den großen, welthistorischen Schritt zur würdigen Krönung des auf den Schlachtfeldern begründeten Gebäudes gethan. Er hatte die Fürsten und freien Städte Deutschlands aufgerufen, dem siegreichen königlichen Feldherrn die erbliche Kaiserkrone anzutragen und damit statt des politischen Staatenbundes das nationale Reich erstehen lassen; er hatte die bayrischen Stände berufen und seinem Minister von Lutz seine königliche Anerkennung in feierlicher Weise ausgesprochen für die staatsmännische Klarheit und patriotische Wärme, mit welcher dieser vor den Ständen den Gang und das Resultat der Verhandlungen dargelegt.

Eine ernste, aber zugleich freudig gehobene Stimmung beherrschte das ganze bayrische Volk, als das Weihnachtsfest des verhängnisvollen und entscheidungsreichen Jahres herannahte.

Widerstrebend nur hatte sich der König von seinen Bergen losgerissen, um das Weihnachtsfest in der Residenz zu begehen, wo ihn das Volk sehnsüchtig erwartete; er hatte mit seiner Mutter und dem von der Armee eingetroffenen Prinzen Otto die Christbescherung in traulich stiller Weise gefeiert und in der Nacht der Messe in der Frauenkirche beigewohnt, nach deren Beendigung ihn dichte Volksscharen ehrfurchtsvoll begleiteten, als er zu Fuß nach der Residenz zurückkehrte. Er hatte auch seine Abneigung gegen geräuschvolle Repräsentationen überwunden und eine große Hoftafel gehalten, dann aber drängte es ihn wieder zurück nach seinen geliebten Bergen, wo er ganz nach seinem Herzen noch eine Nachfeier des Weihnachtsfestes am Schluß des Jahres begehen wollte.

Auch in Beuerwald brachte das Weihnachtsfest Glück und Freude, denn wenn auch einige der Angehörigen des Dorfes schwer verwundet waren in den Schlachten des welterschütternden Krieges, so war doch noch keiner seinen Wunden erlegen. Auch in den Häusern, wo die Sorge um Söhne und

Brüder eingekehrt war, lebte zugleich die Hoffnung; — man hatte reiche Gaben an die Angehörigen gesendet, und so freute man sich denn auch daheim des Tages, welcher der Welt die Verheißung des Friedens und der Freude gebracht. Der Mittelpunkt alles Glücks und aller Freude aber war der Ulmenhof, und der hell strahlende Weihnachtsbaum, der schon am frühen Nachmittag, sobald die Dunkelheit sich herabgesenkt, hier angezündet war, glich mit seinem hellen Licht in der That dem Stern von Bethlehem, der segenspendend einst in der heiligen Nacht über die Welt heraufstieg.

Vor zwei Monden schon war die Maria Borischa eingezogen auf dem Ulmenhof als des Alisi geliebtes Weib, und sie hatte alles aufgeboten, die ersten Weihnachten in ihrem neuen Heim so recht herzensfreudig zu begehen. Der große Tannenbaum flimmerte von Lichtern und war reich geschmückt mit bunten Bändern, vergoldeten Aepfeln und Nüssen, und unter dem Tannenbaum auf dem Tisch lagen reiche Geschenke für alle und auch für den Linsmaier, dem es zu Mut war, als ob er immer hier gewohnt habe und durch Blutsbande zu den fröhlichen Menschen gehöre, die hier um das Weihnachtslicht beisammen waren. Fast überreich sah der Tisch aus,

denn der Rüdenbauer war in der Stadt gewesen und hatte edles Geschmeide mitgebracht für die Maria Borischa, und einen prächtigen Stock mit goldenem Knopf für den Ulmenbauer und eine Meerschaumpfeife mit Silber beschlagen für den Linsmaier, und draußen vor dem Fenster stand ein Gespann prächtiger Pferde für den Alisi. Dann lachte der Rüdenbauer still in sich hinein, wie er denn überhaupt ganz verändert war, so daß niemand den feindlichen, verbitterten Buchlechner von früher in ihm wieder erkannt haben würde, und immer lachend ging er hinaus und brachte, in eine große weiße Decke gewickelt, einen Gegenstand herein, den niemand erkennen konnte. Unter dem Licht des Weihnachtsbaums aber wickelte er langsam, immer mehr die Neugier spannend, die Decke ab, und als er die Hülle endlich fortwarf, da stand eine kleine Wiege da, von feinem Holz kunstvoll geschnitten mit silbernem Zierat — und Bettzeug von feinem Leinen lag darin, als ob sie für einen Prinzen bestimmt sei.

Maria Borischa senkte das Haupt auf die Brust, Alisi aber faßte sie in seine Arme, hob sie empor und ließ einen Juchzer erschallen, daß die Fenster zitterten. Der Linsmaier gab ihm nichts nach, sondern juchzte ebenso laut, und dann umarmte er den Alisi und die

Maria Borischa, die mit thränenden Augen lachte, und küßte sie kräftig auf ihre errötenden Wangen. Der alte Buchlechner aber rieb sich vor Freude die Hände.

Der Ulmenbauer trat zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Wie habt Ihr es nur angefangen, Buchlechner, Euer gutes Herz und all die Lustigkeit und Fröhlichkeit drinnen so lange Jahre zu verbergen vor aller Welt und Euch das Leben zu verbittern mit Grimm und Bosheit und Haß und Feindschaft? Aber Ihr habt recht," sagte er dann feierlich, indem er mit gefalteten Händen zu dem Weihnachtsbaum aufblickte, „hier in dem Weihnachtslicht wird der Segen des heiligen Christkindleins über diese Wiege herableuchten und Freude und Glück daraus erwachsen lassen für unsere Kinder — und wir wollen auch noch unser gutes Teil davon haben."

„Noch lange — lange!" rief der Buchlechner, indem er den Alisi und die Maria Borischa an seine Brust zog. „Ich hoffe, der gute Gott wird mich noch lange leben lassen — ich habe ja viel nachzuholen und vieles gut zu machen."

Und dann kam der Buschmüller mit seiner Frau und andere Freunde, und die Maria Borischa mußte

doch manchen Scherz hören, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

Als dann die Sterne immer heller am winterlichen Nachthimmel flimmerten, da bat die Maria Borischa die Freunde, später wiederzukommen zum Nachtmahl, das sie bereitet — sie habe noch einen Gang zu machen mit dem Alisi und den beiden Vätern.

Auch sie brachte jetzt einen verhüllten Gegenstand herbei. Der Alisi mußte ihn tragen, und dann gingen sie den anderen voran zuerst nach dem Grabe ihrer Mutter auf dem Friedhof.

Nachdem sie dort ein Gebet gesprochen, die anderen gebeugten Hauptes, die Maria Borischa aufblickend zu den Sternen, stiegen sie hinauf zu der Hütte der alten Kräuterhanni.

Vor dem Hause nahm die Maria Borischa dem Alisi den verhüllten Gegenstand ab und brachte aus der Decke einen Weihnachtsbaum hervor, mit Lichtern besteckt und mit Bändern geschmückt.

Sie winkte, still zu sein.

Der Alisi mußte den Baum anzünden, und dann öffnete sie die Thür und trat in die Hütte ein.

Die Alte saß vor dem Herd und blickte finster in das Feuer, vor dem die bleiche Rosel das Abendessen

bereitete. Der Seppel hatte den Kopf in die Hände gestützt, und alle sahen erstaunt auf, als der helle Lichtglanz durch die Thür hereinbrach.

Weit öffnete die Kräuterhanni ihre Augen und streckte die Hände wie abwehrend aus.

„Was ist das?“ rief sie. „Kein Weihnachtsbaum hat hier gebrannt, seit — seit sie ihn — der mir vor Jahren den Weihnachtsbaum angezündet, kalt und starr, mit blutiger Brust hereingetragen haben aus dem Walde.“

„Das war unrecht, Greitlerin,“ sagte der Rüdenbauer, indem er zu ihr herantrat; „das Weihnachtslicht bringt die Versöhnung und den Frieden, und man soll ihm weit die Thüren öffnen.“

„Versöhnung? Frieden?“ rief die Alte. „Das gibt's für mich nicht — hier auf Erden nicht —“

„Im Weihnachtslicht,“ sagte der Rüdenbauer, „ist die Versöhnung auf die Erde herabgestiegen — auch in mein Herz ist sie eingezogen — öffnet ihr das Eure.“

Maria Borischa stellte den Baum auf den Tisch und hob das kleine Mädchen, welches sich in seinem Bett aufgerichtet hatte, in ihren Armen empor.

Das Kind schlug jauchzend in die Hände, dann sprang es zur Alten hin und rief:

„Sieh doch — sieh doch, Großmutter Hanni, das müssen die lieben Engelein sein, die vom Himmel kommen und die Sterne in unser Haus bringen zur Weihnacht!“

Halbleise, aber mit ihrer hellen, reinen Stimme sang die Maria Borischa den Gruß der Engel.

Die Alte zitterte und blickte starr in die flimmernden Lichter, während der Seppel und die Rosel dem Alisi die Hände drückten — sie hatten niemals von Weihnachten sprechen dürfen vor ihrer Mutter, und es schien ihnen eine Botschaft des Himmels, daß heute auch in ihr Haus das Weihnachtslicht hereingetragen wurde.

Der Rübenbauer hatte mit der Alten leise und eindringlich gesprochen; mehrmals schüttelte sie den Kopf und drückte die geballte Hand auf ihr Herz.

Endlich trat die Maria Borischa zu ihr heran, das kleine Mädchen an der Hand.

„Seid weich, Hanni,“ sagte sie, „öffnet dem Christkindlein Euer Herz, daß es seinen Einzug halte bei Euch mit all seinem Licht und seiner Freude, mit all seiner Gnade und seiner Versöhnung. Seht, Ihr habt ja das Kind hier bei Euch behalten und es verpflegt um der ewigen Gottesliebe willen und nicht wegen des Geldes — Ihr habt so vielen Leuten Gutes gethan — mir habt Ihr freilich Böses

thun wollen, aber der liebe Gott hat es doch zum Guten gewendet, und ich danke Euch, als wenn es Eure Absicht gewesen, mir mein Glück zu bringen. Alle Eure guten Thaten — seht — das sind lauter lichte Weihnachtsengel, die um den Baum da schweben und den Segen und den Frieden Gottes herabrufen auf Euer Haupt. Vergeßt den Groll und den Haß, den Ihr in Euch getragen, und wenn Euch jemals wer gekränkt, so denkt an den Heiland, der in der Christnacht geboren ist und der da gebietet, für die Feinde zu beten und den Haß in der Liebe zu überwinden."

Die Alte sah sie starr an.

„Boris — Boris," flüsterte sie leise vor sich hin, „Dein Blut trägt mir Liebe und Versöhnung entgegen — "

„Wie mir das Blut des Ulmenbauers!" sagte der Buchlechner leise zu ihr. „Ich habe vergessen und vergeben und das Glück und den Frieden gefunden — wollt Ihr nicht daran denken, daß wir beide nahe schon dem Gericht dort oben stehen, wo ein Wort der Liebe und Versöhnung schwerer wiegt als alle Thaten des Hasses und der Rache?"

Noch einmal blickte die Alte lange in Maria Borischas Augen, dann hob ihre Brust ein leises

Schluchzen, Thränen rannen über ihre Wangen. Sie reichte Maria Borischa die Hände und sagte mit gebrochener Stimme:

„Gott segne Dich! Gott segne euch alle! Die Engel sind da, sie steigen herab zu mir wie einst zu den Hirten — Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Der Buchlechner stieß einen Freudenruf aus.

Er nahm die Hand der Alten und zog sie von ihrem Stuhl empor.

Der Seppel stützte sie von der andern Seite, und das bleiche Gesicht der Rosel schien frische Farbe anzunehmen im Licht der Weihnachtskerzen.

„Trage den Baum voran, Maria Borischa!“ rief der Buchlechner, und dann zogen sie alle, die Maria Borischa mit dem brennenden Weihnachtsbaum voraus, der Alisi mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm, durch den schneeig blinkenden Wald herab zum Ulmenhof, und die Kräuterhanni mußte ihren Platz einnehmen inmitten der fröhlichen Gesellschaft, und als um Mitternacht die Glocken läuteten zur Weihnachtsmesse, da gingen sie alle zur kleinen Dorfkirche.

Willig ging die Kräuterhanni mit.

Sie und der Buchlechner knieten zuvörderst am

Altar, und in aller Herzen zog die frohe Botschaft ein, welche einst die Engel den Hirten von Bethlehem verkündeten.

*

Am letzten Abend des Jahres glänzten die Fenster des Schlosses von Hohenschwangau hell in die Winternacht hinaus.

In den Zimmern der Königin-Mutter war eine Tafel aufgestellt, bedeckt mit Geschenken aller Art. Ein strahlender Weihnachtsbaum stand in der Mitte.

Die Königin, der König Ludwig und sein Bruder Otto gingen umher, hier und dort noch die Geschenke ordnend, und der König, dessen edles Gesicht von glücklicher Freude strahlte, legte selbst aus seiner Börse, die er sich von dem Kammerdiener Seif reichen ließ, auf jeden Platz noch ein Goldstück; dann öffnete Seif die Thüre, und scheu und ängstlich trat eine Anzahl Knaben und Mädchen — ärmlich gekleidet, manche blaß und kränklich — über die Schwelle, während Männer und Frauen draußen im Vorzimmer standen.

Es war die Weihnachtsbescherung für die armen Kinder der Gegend, welche der König am Sylvesterabend nachholte.

Die Kleinen blieben wie geblendet auf der Schwelle

stehen, sie wagten nicht, vorwärts zu gehen — so viel Pracht und Herrlichkeit hatten ihre an Armut und Dunkelheit gewöhnten Augen ja noch niemals erblickt.

Der König selbst nahm die vordersten Kinder bei der Hand und führte sie zu seiner Mutter, die sie mit herzlicher Freundlichkeit begrüßte und ein jedes zu einem der Plätze am Tisch führte. Mit fröhlich scherzenden Worten ermunterte der Prinz Otto die übrigen, und bald standen alle um den Tisch, schüchtern die Gaben betastend und in flüsternden Worten einander ihre Bewunderung mitteilend.

Aber die Freude brach bald die Scheu, und nicht lange dauerte es, da jubelten all die Kleinen laut, und einzelne eilten hinaus zu ihren im Vorzimmer wartenden Eltern, die eine oder die andere Gabe ihnen zu zeigen.

Prinz Otto ermunterte die Kleinen zu immer größerer Freude und Lustigkeit.

Der König blickte mit strahlenden Augen auf das fröhliche Gewimmel hin, küßte die Hand seiner Mutter und sagte:

„Was ist aller Glanz des Hofes — was ist alle Macht und Herrlichkeit gegen die Freude, diesen armen Kindern hier eine Stunde reinen Glücks zu schaffen — ist das nicht die wahre, beste Weihnachtsfeier?

Ich weiß es wohl, daß viele mich schelten, weil ich dem neuen Dogma entgegentrete — weil ich meinen alten Freund und Lehrer Döllinger hoch halte; aber Gott weiß es, meine teure Mama, daß die frohe Botschaft der Weihnacht hell in meinem Herzen widerklingt, daß ich ein treuer Christ bin und ein gläubiger Sohn meiner Kirche, und niemals fühle ich das so tief, so warm, wie in solcher Stunde, in der ich nach dem Beispiel des Heilandes die Kinder zu mir kommen lasse und die Armen erfreue."

Die Königin drückte innig ihres Sohnes Hand und beide blickten glücklich auf die fröhliche Kinderschar.

Da drängte sich eine alte Frau in dürftigem, abgetragenem Sonntagsanzug durch das Vorzimmer. Sie führte ein kleines Mädchen in sauberem Wollenkleid an der Hand.

Die anderen wollten sie zurückhalten.

Seif trat ihr entgegen, aber der König, der sie bemerkt hatte, winkte sie zu sich heran.

Das Kind, vor den König geführt, sagte mit seiner hellen, klaren Stimme, während die Alte sich zu ihm herabbeugte, um flüsternd das Gedächtnis der Kleinen zu unterstützen:

„Herr König, Ihr habt mir mein Leben gerettet, als ich mich verstiegen hatte im Gebirg — ich komme,

Euch einen recht schönen Gruß zu bringen zum neuen Jahr — möge es Euch immer gut gehen und der liebe Gott Euch recht lange und glücklich leben lassen — und da bringe ich Euch einen Herrgott, den mein Bruder geschnitzt hat für Euch, zum Dank dafür, daß Ihr mir mein Leben gerettet habt."

Die Kleine wickelte aus ihrem Schürzchen ein hölzernes Bild und reichte dasselbe dem König.

„Ah," sagte dieser, „das ist ja das kleine Mädchen, das ich im Wald fand — ich habe Dir davon erzählt, Mama — und von der Braut des braven Kürassiers, der ich meinen Beistand versprochen hatte und der ich dann zu ihrem Liebsten verhalf. Und das ist ja die alte Frau aus der Hütte dort oben, die mich erst recht unfreundlich aufnahm und dann doch für die Kleine brav gesorgt hat. Das ist recht von Euch — fahrt so fort und macht, daß etwas Tüchtiges aus dem Mädchen da wird — ich werde immer für sie sorgen."

Er reichte der Alten die Hand, welche diese, ehe er es verhindern konnte, ehrfurchtsvoll küßte.

„Ihr habt mehr gethan, Herr König," sagte sie, „in jener Nacht, als Ihr ahntet. Wie dieses arme Kind hier, so habt Ihr meine Seele gerettet, die verloren war — durch Euch bin ich wieder zum

Glauben und zur Liebe für die Menschen geführt, und Euch danke ich's, wenn ich einst vor Gott Gnade finde. Was Besseres konnte ich Euch nicht bringen, als den Herrgott da ins Haus, den der arme, lahme Bruder der Kleinen hier mit eigenen Händen geschnitzt hat."

Der König betrachtete das Christusbild.

„Sieh doch, Mama," sagte er erstaunt, „sieh doch, wie schön das gemacht ist, das zeugt wirklich von künstlerischem Verständnis — der Ausdruck des Gesichts — in der That, es ist bewundernswert! Bringt mir den Knaben," befahl er der Alten, „ich will für ihn sorgen und ihn unterrichten lassen — so viel Talent darf nicht verloren gehen und verkümmern in Armut!"

Nun führte er die Kleine an den Tisch.

Seif mußte auch für sie noch einige Geschenke herbeibringen.

Die alte Kräuterhanni zog sich stumm zurück nach der Schwelle der Thür, wo sie mit gefalteten Händen stehen blieb und, immer den König anblickend, in leisem Gebet die Lippen bewegte.

Nach einiger Zeit wurden die Kinder entlassen; sie kehrten mit ihren Eltern heim, und lange noch hörte man ihre jubelnden Stimmen durch die Winternacht.

Seif trat zum König heran und flüsterte demselben einige Worte zu.

Der König wendete sich zu seiner Mutter.

„Nun habe ich noch für Dich eine kleine Ueberraschung, meine teure Mama," sagte er; „Du erinnerst Dich des schönen Tannenbaumes vor Deinem Fenster, der Dir immer so viel Freude machte — sieh — auch er bringt Dir seinen Weihnachtsgruß und seinen Wunsch für das künftige Jahr, das Deutschland seinen Kaiser bringt und für mein liebes Bayernvolk ein glückliches sein möge."

Er führte die Königin zu dem Erker ihres Zimmers und öffnete den Fensterflügel.

Draußen am Bergabhang stand in der blinkenden Schneelandschaft ein einzelner, hochgewachsener Tannenbaum, mit zahllosen Lichtern bedeckt.

Von den Lippen der Königin klang ein Ruf freudiger Ueberraschung; sie umarmte ihren Sohn und küßte ihn zärtlich auf die Wangen.

Dann standen beide Hand in Hand und blickten hinaus auf den prachtvollen Christbaum in Gottes freier Natur.

Von unten herauf erklang, von hellen Knabenstimmen gesungen, der Gruß der Engel.

Die Königin lehnte das Haupt an die Schulter

ihres Sohnes, Thränen perlten aus ihren Augen, aber es waren Thränen der Freude und des Glücks.

Prinz Otto stand hinter ihnen und blickte bewegt zu dem so eigenartig schönen Schauspiel auf.

Eine Wolke war heraufgezogen, dichte Schneeflocken fielen kräuselnd herab und hüllten den leuchtenden Baum wie in einen weißen, wallenden Schleier ein.

Prinz Otto trat zurück, ein Schauer lief durch seinen Körper, seine Augen wurden starr.

„So fielen die Schneeflocken herab," flüsterte er leise, „über die Toten auf den Schlachtfeldern — immer dichter sie verhüllend unter weißer Decke — so fühle ich es zuweilen wie einen Schleier herabsinken über mein Haupt, meine Gedanken verhüllend, mein Herz erkältend und auslöschend das Licht der Seele."

Zitternd wich er noch weiter zurück in das Zimmer und sank, schwer atmend, in einen Sessel nieder, während das Licht des Baumes matter und matter durch die Schneeflocken schimmerte und wie von Geisterstimmen der Engelgruß durch den Flockenschleier heraufklang.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Der rothe Baschlik.

Novelle von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Es gibt Erzählungen, die eine tiefwurzelnde Lebenskraft besitzen, das beweist die dritte Auflage dieser Novelle. Die Spielsäle von Wiesbaden haben längst ein friedliches, idyllisches Ansehen gewonnen, jedoch die Novelle Dewalls zaubert uns das bunte, gefährliche Treiben dort so lebhaft vor, daß wir sofort wieder auf jenem brennenden Boden uns bewegen, der früher dort heimisch war. Eine Anzahl scharf, mit großer Menschenkenntnis gezeichneter Typen der Gesellschaft, die mehr oder minder dem Roulette und Trente-et-Quarente verfallen, sind überaus plastisch gezeichnet und lassen uns mit inniger Teilnahme und großer Spannung ihren Schicksalen folgen, deren geistvolle Kurven und Verschlingungen dieser Autor mit bekannter Meisterschaft leitet und löst.

Schwankende Herzen.

Roman von

Wilhelm Berger.

Mit Original-Illustrationen von E. Thiel und L. Bechstein.

Preis geheftet *M.* 5. —; fein gebunden *M.* 6. —

Dieser Roman, der in der Gegenwart spielt, charakterisirt mit seinem Titel das eigentümliche Verhalten zweier in den Vordergrund der Handlung gerückten Liebespaare, welche, obgleich sie sich von Herzen zugethan sind, dennoch erst durch außergewöhnliche Ereignisse zur Vereinigung gedrängt werden, und auch dann, nach vollzogener Ehe, noch eine Reihe weiterer Prüfungen durchmachen müssen, ehe sie endlich zu derjenigen Stärke und Reinheit der Neigung gelangen, welche ihnen ihr künftiges Glück verbürgt. Dieses zwar einfache, aber interessante Problem hat der Verfasser zu einer reich bewegten Handlung ausgestaltet, und in seinem Roman eine Reihe von Lebensbildern aus verschiedenen Kreisen der Gesellschaft gegeben, die den Eindruck der unbedingten Naturwahrheit machen, und deshalb auch mit der vollen Gewalt der Aktualität auf den Leser wirken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Auf Irrwegen.

Novelle von

Kurt von Walfeld.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Eine Geschichte aus der großen Welt, in welcher der Verfasser das Leben der Hofgesellschaften in einzelnen, mit Porträtschärfe gezeichneten Typen zu schildern unternommen hat. „Auf Irrwegen" befindet sich ein junges Mädchen, das in dem leeren, inhaltlosen Treiben der vornehmen Gesellschaft den innern Halt verloren hat und bei ihren Eltern und nächsten Verwandten keine Stütze und Leitung zu höheren Lebenszielen findet. Ihre bessere und edlere Natur erwacht wieder, als sie einem Jugendfreunde aus ihrer Kindheit begegnet, der nach jahrelangen Reisen durch die Welt wieder an den Hof und in die Gesellschaft zurückkehrt. Intriguen in wechselvoller Verschlingung vereinigen sich, um mit diabolischer List und Tücke die Herzen der Jugendgespielen, die sich zu einander wenden, wieder zu trennen, bis endlich die Wahrheit der Liebe und der stolze Edelsinn einer Kunstreiterin die Fäden des verhängnisvollen Gewebes zerreißen.

Die Jagd des Todes.

Roman von

Leo Warren.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 8. —; fein gebunden *M.* 9. —

Der Leser wird in diesem Roman auf die Insel Man im irischen Meer geführt, deren ganz eigentümliche Verhältnisse selbst vielen Engländern völlig unbekannt sind. Die patriarchalischen Zustände dieser einsamen Insel bilden den Untergrund des Romans, dessen Verwicklungen dadurch entstehen, daß eine junge, reiche Erbin aus London von ihrem Arzte nach der Insel als klimatischem Kurort geschickt und von einem jungen Lord dort aufgesucht wird. Die Gegensätze zwischen den Verhältnissen und Anschauungen des Londoner Highlife und der einfachen Natürlichkeit des Volkes der Manx führen zu scharf zugespitzten Konflikten, die endlich in dem rein menschlichen Gefühl einer wahren und reinen Liebe ihre Lösung finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Walter Schellin
Buchbinderei

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gipfel und Abgrund

Bd.: 2.

1888

P.o.germ. 1794 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675201-8